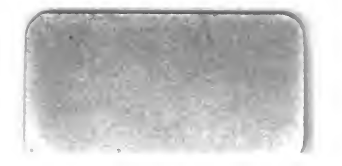
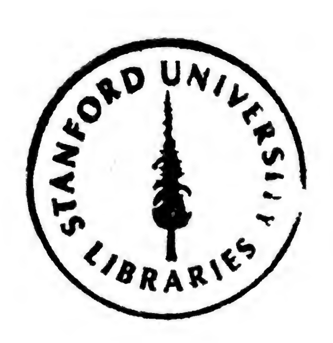







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Eduard Breier's

gesammelte

# Romane und Erzählungen.

23. Band.

---

# 1 8 0 9.

III. Theil.

---

Wien.

Druck von Plachy & Spitzer.

1862.

# 1809.

## Historischer Roman

von

Eduard Breier.

III. Theil.

## Wagram und das Attentat.

Wien.

Druck von Plachy & Spitzer.

1862.

# I.

In der Stadt, in der Plankengasse, dort, wo jetzt Leibenfrost's Kaffee einladend zu sich winkt, zeigte sich seit einigen Tagen den Wienern ein bisher fremdartiges Schauspiel.

Reich gekleidete Herren, theils vom Civile, theils vom Militär, alt und jung, Franzosen und Deutsche, gingen bald einzeln, bald in kameradschaftlicher Gesellung in das Haus und verschwanden auf der Treppe, die in das erste Stockwerk führte. Das Kommen und Gehen währte auf diese Weise den ganzen Tag hindurch bis tief in die Nacht; Einige stürzten mit Hast und Gierde hinauf, Andere stiegen wieder scherzend und lachend die verhängnißvolle Treppe hinan; aber noch größer war der Kontrast bei Denjenigen, welche herabkamen; dieser mit freudigen Zügen, hell leuchtenden Augen, tanzt die Treppe herab, jener eilt mit wild rollenden Blicken, in den eigenen Haaren wüthend, verzweiflungsvoll von dannen; jetzt Einer, dann wieder Einer, herab und hinauf, mit freudigen Ausrufungen oder mit

giftigen Verwünschungen, hier lachend, dort jammernd, Alle aber erhitzt und aufgeregt, Viele noch bebend von der eben überstandenen, ängstlichen Erwartung.

Unten aber an der Treppe, in der Einfahrt, an dem Hausthore standen armselige Gestalten, in Lumpen gehüllt, Vagabunden und Bettler, und streckten den Herabgekommenen flehend die Hände entgegen, und erhielten von Manchem reichliche Spenden, von Manchem aber einen Fluch statt der Gabe.

Arßerdem sah man in der engen Straße noch viele Neugierige stehen, die an die Fenster des ersten Stockes hinaufgafften, ohne etwas Anderes zu sehen, als höchstens die reichbetreßten Livreeträger, welche oben die Salons mit Konfituren, Näschereien, namentlich mit geistigen Getränken, durchstrichen und Jedem verabreichten, was er begehrte.

Ja, es war ein ganz eigenes Schauspiel in diesem Hause aufgeschlagen, aber es war kein Schauspiel für Götter, sondern eines für Teufel, es war — eine Spielhölle!

Ein ganz nach französischem Geschmacke und Sitten eingerichtetes, öffentliches Spielhaus!

Drei Salons, elegant tapezirt, mit grünen Tischen, Bankhalter und Croupiers, Roulette, Rouge et noir u. s. w. Nur herzu, meine Herren, versuchen Sie Ihr Glück!

In einem der Salons an die Wand gelehnt, mit verschränkten Armen steht Charles Delour.

Todtenbleich, mit stierem Blick, sieht er dem Glücksspiele zu, er hatte eben eine kleine Summe verloren und zog sich zurück, um einem Andern den unglücklichen Platz zu gönnen. Aber nicht dieser Verlust ist es, der ihn in diese düstere Gemüthsstimmung versetzt, sondern die Qual seines Innern, der Gram in seinem Herzen.

Vor ihm steht das Bild der Schwester!

Ihre Erscheinung hatte wie mit einem Zauberschlage sein ganzes früheres Leben vor ihm aufgerollt, und er

that das, was früher nicht geschehen war, er dachte darüber nach.

Welch ein reichbewegtes, gefahr-, aber unehrenvolles Leben!

Spion! —

So oft ihm jetzt dieses Wort in den Sinn kam, durchzuckte ihn ein eigenes Gefühl; es war Unwille über sich selbst. — Er, der Sohn deutscher Eltern, dessen Vater ein Ehrenmann, dessen Mutter eine fromme, echt deutsche Hausfrau war, er ein Spion Frankreichs gegen Deutschland! —

Von Jugend auf mit einem leichten Sinn begabt, durch eine lange Reihe von Jahren vom Hause entfernt, hatte er bisher selten an die Seinen gedacht, und selbst das Gefühl für seine Mutter war nach und nach so abgestumpft, daß er keine Sehnsucht sie zu sehen fühlte, und am Ende, oft durch das Unstäte und Gefährliche seiner Stellung verhindert, oft aber durch verwerflichen Leichtsinn die Seinen vergessend, an sie weder schrieb, noch sonst etwas von sich wissen ließ. Und wahrscheinlich hätte er noch lange in diesem Schweigen beharrt, wenn ihn nicht die Vorsehung wie zur Strafe aus seinem Taumel gerüttelt und durch die plötzliche Erscheinung der Schwester alle Erinnerungen an die Heimat und an seine Vergangenheit wachgerufen hätte.

Und wie fand er die Schwester? —

Sie, die noch ein Kind, als er das mütterliche Haus verließ, war jetzt eine blühende Jungfrau, zu der ihn nicht die Stimme des Blutes, die Ahnung einer verwandten Seele, sondern eine sündige Gier hingezogen hatte, und deren Standhaftigkeit und Tugend allein er es zu danken hatte, daß nicht ein gräßliches Verbrechen mehr auf seiner Seele lastete. So oft er nun an die Seinen mit ihr dachte, überwältigte ihn Scham und Abscheu vor sich selbst; mit welchem Gefühle sollte er ihr, wenn er sie fand, entgegentreten und sagen: Rosa, ich bin nicht Ferdinand Miller, nicht Charles Delour, sondern Dein Bruder Adam Landner! — Konnte

ihm die reine, die tugendhafte Engelseele mit echt schwesterlicher Zärtlichkeit in die Arme sinken, würde sie im Stande sein, den Entführer eines unschuldigen Mädchens als ihren Bruder zu umarmen? — Mit dem Gedanken an Rosa erwachten auch Gewissensbisse über das unkindliche Vergessen seiner Mutter; die Schwester war allein, bei fremden Menschen, wo mochte die Mutter weilen? Zu Hause? — Oder war sie vielleicht schon todt? — Wo barg sich Rosa jetzt, wohin hatte sie im Drange ihre Zuflucht genommen?

In der Schmalzhofgasse, von wo er sie das erste Mal vertrieb, war sie nicht; daß Rosa mit Julien früher beisammen wohnte, war ihm unbekannt. Auch betrieb er anfänglich die Nachforschungen nur lässig, denn so gerne er einerseits die Schwester gefunden hätte, so überraschend und neu war ihm andererseits der Gedanke an sie, und er konnte sich eines gewissen Bangens, einer leisen Furcht vor der bevorstehenden Erklärung nicht erwehren.

Dieser Seelenzustand peinigte ihn, raubte ihm die Ruhe und trieb den Willenlosen von einem Orte zum andern, er suchte sich zu zerstreuen, strebte ruhiger zu werden und dann, mit sich selbst einig, die Schwester aufzusuchen und auszusöhnen.

So finden wir ihn im Spielhause.

Ein französischer Offizier, ein Bekannter, gesellte sich zu ihm und störte sein Nachdenken.

Nun, Herr Charles! Versuchen Sie heute nicht die Glücksgöttin?

Ich habe ihr bereits mein Opfer gebracht.

Also verloren?

Unbedeutend, aber für heute genug.

Sie haben ganz meine Maxime, nie zu viel an einem Tage zu wagen. Mancher Tag ist so malheurös, daß man ordentlich gezwungen wird, aufzuhören.

So denken aber nicht Alle; sehen Sie z. B. jenen Kapitän dort, er muß heute schon eine bedeutende Summe ver-

loren haben, er riskirt aber fort, er will das Glück zwingen, ihm unterthänig zu werden.

Die Leute erwägen nicht, daß sich nichts erzwingen läßt, am allerwenigsten das Glück.

In diesem Augenblicke ging ein kleiner Mann durch den Salon und betrachtete die Spielenden mit Aufmerksamkeit.

Wer ist jener Mann? fragte der Offizier.

Es ist ein österreichischer Rath, der Edle von Sonnenhell.

Alle Wetter! rief der Offizier, den Namen habe ich schon irgendwo gehört.

Es ist derselbe, der wegen eines Libells auf den Kaiser eingezogen war.

Richtig, jetzt entsinne ich mich, ich habe davon sprechen hören; aber wie kommt es, daß er schon wieder auf freiem Fuße ist?

Eine Laune Napoleons. Ich war gerade in Geschäften beim Polizei-Intendanten Bacher, als er den Arretirten rufen ließ. Der arme Rath zitterte wie Espenlaub. Der Intendant sagte zu ihm: Mein Herr! Wir waren gezwungen, Sie einige Tage bei uns zu behalten, weil Ihre Brochüre dem Kaiser überreicht wurde. Er hat dieselbe durchblättert und ertheilte mir den Befehl, sie Ihnen zurückzustellen. Sie erhalten hiermit die Brochüre, Ihre Freiheit und noch 300 Francs als Gnadengeschenk Seiner Majestät, die sich mit der Lektüre trefflich unterhalten hat und Ihnen sagen läßt, Sie möchten Ihr Werk nur gleich in's Englische übersetzen lassen! — Der Rath war wie aus den Wolken gefallen, katzbuckelte eine Weile und entfernte sich. Als er fort war, sagte der Intendant lächelnd: Ich bin ganz derselben Meinung wie der Kaiser; der Mann ist zu dumm, um schaden zu können! — Damit war die Sache abgethan.

Was sucht aber der Edle jetzt im Spielhause?

Wahrscheinlich Zeitvertreib, oder ist's Neugierde, die ihn hieher führt, denn zum Hazardiren fehlt ihm der Muth.

Oder will er vielleicht die 300 Francs wagen, die ihm seine Brochüre eingebracht?

Die schlechte Arbeit ist gut genug honorirt. Ich glaube nicht, daß Schiller, der erste deutsche Dichter, so viel für eines seiner Meisterwerke bekommen hat; übrigens sind der Herr Rath bornirt genug, den Hohn Napoleon's für baare Münze zu nehmen und sich einzubilden, der Kaiser fürchte seine Feder und habe sie daher erkaufen wollen. Die Zuversicht und das gewisse Selbstgefühl, welches er jetzt zur Schau trägt, deuten wenigstens darauf hin und lassen dieß vermuthen.

Der Offizier lachte, und Charles Delour verließ nach einiger Zeit an seiner Seite das Spielhaus.

Als er später nach Hause kam, trat Frau Servatia zu ihm in das Gemach.

Sie trug in der Hand eine gedruckte Anzeige.

Ihre ergebenste Dienerin, Herr Ferdinand!

Was wünschen Sie, Madame?

Ich hätte eine sehr höfliche Bittr an Sie.

Lassen Sie hören; wenn es in meiner Macht steht, sie zu erfüllen —

O gewiß, ich bin überzeugt, Sie können es.

Nun gut, reden Sie!

Herr Ferdinand, Sie wissen, daß ich eine rechtschaffene Frau bin.

Ganz recht, — weiter!

Ich nähre mich von meinem Geschäfte redlich und fleißig und habe mir in keiner Beziehung etwas vorzuwerfen, einige Kleinigkeiten, der Himmel verzeih' mir meine Sünden, ausgenommen, die aber nicht hieher gehören.

Nur weiter, weiter!

Mir steht ein sehr gutes Geschäft in Aussicht, das heißt, es könnte sich ein sehr gutes Geschäft herauswachsen

wenn Sie nämlich wollten. Sehen Sie, ich bin jetzt wirklich in einer Lage, wo mir ein guter Kauf nicht schaden könnte. Mein Zukünftiger liegt darnieder, Apotheker und Doktor sind wahre Blutsauger und dazu kommt noch der Umstand, daß mein Egidius im Felde war, daher ich gewissermaßen Ansprüche habe —

Aber liebe Frau, Sie vergessen ganz, daß ich in französischen Diensten bin und daß Ihr Zukünftiger gegen uns gefochten hat, daher müssen Sie Ihre Ansprüche schon anderswo geltend machen.

Aber mein schätzbarer Herr Ferdinand müssen wissen, daß unsere Beamten hier jetzt die Köpfe so voll Franzosen haben, daß für einen Oesterreicher in dem beschränkten Raume kein Platz mehr ist; und dann muß ich Ihnen auch gestehen, daß mein Egidi gar nicht Willens war, mit Ihrem Kaiser Krieg zu führen und daß er, wenn er auch bei den Wiener Freiwilligen war, doch nicht freiwillig Landwehrmann geworden ist, und daß, wenn es auf ihn angekommen wäre, die ganze Geschichte von vornherein ein anderes Gesicht bekommen hätte, denn seine Meinung war: Möge der Bonaparte anderswo wirthschaften, wie er will, wenn er nur mich in Ruh' läßt. —

Nun gut, kommen Sie endlich zur Sache. —

Ich bin schon dabei. Lesen Sie gefälligst diesen Zettel.

Charles nahm das Papier und las:

„Dem Publikum wird hiermit auf Befehl des Herrn General-Platzkommandanten angezeigt, daß am 12. Juni die Pferde, Geschirre und Wagen von verschiedener Gattung des seligen Herrn Generals, Grafen von St. Hilaire, zum Verkaufe angeboten werden. — Die Versteigerung wird in der Stadt, auf der hohen Brücke Nr. 150, um 8 Uhr statt haben, allwo die Kauflustigen sich einzufinden belieben.

Chauvot,
Kriegskommissär von Wien."

Als Charles diese Anzeige gelesen hatte, sah er die Trödlerin an und sagte: Was wollen Sie also?

Ich möchte gern diese Sachen kaufen.

Nun gut, das steht Ihnen ja frei.

Ja, ganz recht, aber sehen Sie, charmantester Herr Ferdinand, ich möchte auch gern billig kaufen.

Sie müssen daher mitbieten.

Das werde ich auch thun, aber Sie können mir hier viel Geld ersparen, wenn Sie bei den Herren, die dabei betheiligt sind, ein gutes Wort für mich einlegen, daß sie, wenn ich einen Preis geboten habe, nicht lange anhalten, sondern rasch nach einander zuschlagen lassen; das geschieht bei uns öfters, Vortheil treibt das Handwerk, das wissen Sie ohnedem.

Charles mußte über die spekulative Frau lächeln, dann aber sagte er: Aber ich bitte Sie, was wollen Sie denn mit den Pferden und mit den Wagen anfangen?

Die Pferde stell' ich rückwärts in eine große Kammer, die in einen Stall umgewandelt wird, und die Wagen werden in den Holzlagen untergebracht. So bleibt Alles ruhig stehen und liegen, bis die Franzosen fort sind, denn ewig können Sie doch nicht hier bleiben. Dann werden unsere Herrschaften wieder nach Wien kommen. Da mache ich bekannt, daß ich die französischen Pferde und Wagen von dem berühmten Marschall, dem heiligen Hilarius zu veräußern habe; wenn unsere Herrschaften hören, daß meine Wagen und Pferde französich sind, so fallen sie darüber her wie die Fliegen über den Honig; denn wenn die nur etwas Ausländisches haben, da sind sie ganz glücklich, und wenn auch die Einheimischen darüber zu Grunde gehen, das macht nichts; auf diese Weise kann ich bei dem einzigen Geschäfte eine reiche Frau werden.

Nun gut, antwortete Charles, ich werde sehen, ob sich in der Sache etwas thun läßt.

O gewiß, Sie haben ja bedeutende Bekanntschaften, Sie kennen vielleicht sogar den Kriegskommissär, den Herrn Schau-wo*) persönlich.

Lassen Sie mich nur, ich werde schon machen; aber jetzt sagen Sie mir, kann ich mit Ihrem Herrn Egidi sprechen?

O freilich, es wird ihm eine Ehre sein; kommen Sie nur herunter. Er ist ja schon viel besser, das Fieber ist fort und die Wunde ist im Heilen, in ein oder zwei Monaten hoffe ich, ihn ganz hergestellt zu sehen. Es ist ein wahres Glück, daß mein Egidi eine so starke Natur hat, sonst hätte er die Krankheit wirklich nicht überstanden. Sie werden staunen, wenn Sie sich überzeugen, wie sehr der arme Mann abgenommen hat; er ist fast nicht mehr zu erkennen; wenn ich mir ihn denke, wie er am Nachmittage vor dem Abmarsche aussah, der Himmel verzeih mir meine Sünden, und wie er jetzt abgemagert ist, so könnte ich blutige Thränen weinen.

Da sie während dieses rührenden Sermons bis zur Krankenstube gekommen waren, so öffnete Frau Servatia die Thüre derselben, und fuhr im Verlaufe ihrer früheren Rede ohne abzusetzen fort: So mein charmantester Herr Ferdinand, belieben Sie nur herein zu spazieren.

Egidius hütete noch immer das Lager, allein seine Gesundheit war wirklich sehr im Zunehmen, und die Bülletins, welche Frau Konrad an die Nachbarschaft, versteht sich, mündlich ertheilte, lauteten:

„Das Fieber ist fort, der Appetit steigt, der Durst fällt, der Herzschlag wird voller, und der früher eingenommene Kopf leerer.“

Egidius empfing den jungen Mann freundlich, aber man sah ihm den Zwang an; er war ihm von jeher nicht

---

*) Chauvot.

grün, hütete sich aber, ihm dieß jetzt merken zu lassen, da er ihn mit Recht fürchtete.

Frau Konrad war Zeuge des Gespräches, welches jetzt von den beiden Herren geführt wurde.

Ich habe bei Ihnen eine Erkundigung einzuziehen, Herr Brenner!

Wenn ich dienen kann —

Vor einigen Tagen sah ich ein Mädchen in dieß Haus gehen, welches sich mehrere Stunden hier aufhielt.

Ganz recht, rief Servatia, das ist eine gewisse Mamsell Rosa. Aber mein charmantester Herr Ferdinand, Sie erlauben mir schon die Frage: wie kommt es denn, daß Sie sich in einer weiblichen Angelegenheit an meinen Zukünftigen wenden? Sie werden doch nicht glauben, daß er vor mir Geheimnisse hat? Das würde ich ein für allemal nicht zugeben.

Ich will Ihre Frage aufrichtig beantworten. Ich wende mich deshalb an Herrn Brenner, weil ich von ihm einfache Antworten und keine weitläufigen Erklärungen erwarte.

Frau Konrad wurde unwillig; doch ein Wink ihres Zukünftigen begütigte sie, und Charles fuhr, an diesen gewendet fort: Kennen Sie das Mädchen, Herr Brenner?

Nein.

Welche Ursache führte sie zu Ihnen?

Egidius, um einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, wie er diese Frage beantwerten solle, sagte: Mein Herr, Sie forschen nach Geheimnissen —

Die Sie mir ohne Scheu beantworten können, denn das Mädchen interessirt mich sehr.

Nun gut, so will ich es Ihnen sagen. Das Mädchen erfuhr, durch welchen Zufall weiß ich nicht, die Anwesenheit eines verwundeten Landwehrmannes. Der war ich. Sie besuchte mich also, um über ihren Geliebten Auskunft zu erhalten.

Ihren Geliebten?

Ja, er ist auch bei den Wiener Freiwilligen; aber leider vermochte ich ihr keine genügende Auskunft zu geben, da er bei einem anderen Bataillon ist und ich ihn persönlich nicht kenne,

Und wie nannte sie den jungen Mann?

Ich glaube Franz Schmidt, ja, ja, Franz Schmidt heißt er.

Frau Servatia machte bei diesen Erklärungen große Augen, denn da sie Zeuge von Rosas Unterredung mit Egidius war, so erkannte sie auch das Unrichtige dieser Angaben.

Sie hatte auch schon bei der ersten Unwahrheit eine Berichtigung derselben auf der Zunge; allein ein unwilliges Räuspern Brenners machte sie verstummen.

Sie kennen also das Mädchen nicht? fragte Charles weiter.

Ich habe sie in meinem Leben nicht gesehen.

Auch Sie nicht, Frau Konrad?

Ich — nein, ich kenne sie auch nicht: wer wird sich denn um alle Mädchen kümmern; die Wienerstadt ist gar groß.

Es liegt mir viel daran, zu erfahren, wo sich das Mädchen jetzt aufhält.

Das wird schwer fallen, meinte Frau Konrad, denn die Franzosen haben eine solche Verwirrung angerichtet, daß Ihnen vielleicht nicht einmal die Polizei Auskunft ertheilen kann.

Die Wahrheit dessen sah auch Charles ein; er erwiederte daher: Und dennoch liegt mir daran, zu erfahren, wo sie ist; ich ersuche Sie daher, Frau Konrad, bei Ihren zahlreichen Bekannten nach dem Mädchen zu forschen, und mir zu Liebe Alles aufzubieten, um von ihrem Aufenthalte Kunde zu bekommen.

Servatia versprach dieß und der Miethmann entfernte sich.

Kaum aber hatte er die Thüre im Rücken, so kam die Trödlerin zu ihrem Zukünftig-Vergangenen — der Himmel verzeih' mir meine Sünden — und rief: Aber lieber Egidi, was hast Du denn da dem Herrn Ferdinand für Lügen aufgetischt? Du hast ihn ja ganz irre geführt!

Das wollte ich.

Aber warum denn?

Weil ich meinen Freund Hermann nicht verrathen will.

Aber wie so denn?

Der saubere Herr Ferdinand hat das Mädchen gesehen, und sicher ein Auge auf sie geworfen. Nun möchte er sie gerne aufsuchen, und wenn ich ihm die Wahrheit gesagt hätte, so wäre er zu Herrn Thell gegangen, und der Armen auf die Spur gekommen. Du weißt, daß er französisch denkt, und denen ist kein Mittel zu schlecht, um ihre Zwecke zu erreichen. Hermann Duschel aber ist mein Freund, er hat sich mir anvertraut, und ich darf sein Vertrauen nicht mißbrauchen. Da wir selbst nicht wissen, wo Mamsell Rosa sich aufhält, so wirst Du schon so gut sein und zu Herrn Thell gehen, um ihm zu sagen, daß er Rosa warnen soll, weil Herr Ferdinand sie ausfindig zu machen wünscht, und wahrscheinlich unlautere Absichten hegt.

Servatia war von der Triftigkeit dieser Maßregel durchdrungen, sah ihren Egidi liebevoll an und rief: Mann, Du bist ein Engel, Du hast das Vaterland vertheidiget, freilich nicht am besten, weil die Franzosen in Wien sind; aber das macht nichts, Du bist doch nur einmal besiegt worden, Du bist also ein Vaterlandsvertheidiger und ein Unschuldsbeschützer in einer Person und verdienst es, daß Du mein Gatte wirst, ich bereue nicht, was ich gethan habe, der Himmel verzeih' mir meine Sünden!

Dieser schmeichelhaften Anerkennung folgte eine liebevolle Umarmung, während welcher Servatia stammelte: Ich habe Dich — und werde die französischen Pferde und

Wagen vom heiligen Hilarius bekommen, mir fehlt nichts zu meinem Glücke.

Und ich, Mama? rief der Majoratsherr dazwischen.

Ja, mein Kind, Du gehörst auch dazu!!

* * *

Wir versetzen unsere Leser in die Wohnung des Vergolder Geiger in die Neudeggergasse.

Dort befand sich Rosa.

Sie hatte in jener Nacht, als sie von dem italienischen Soldaten begleitet, das Haus der Frau Laugin verließ, ihre Zuflucht zu Peter Thell genommen, und der Schreinermeister, der schon durch Julie von Rosa's Verschwinden in Kenntniß gesetzt worden war, vernahm mit Staunen ihre Mittheilung.

Arme Rosa, sagte er, Sie waren in schlimmen Händen, dieser Ferdinand Miller ist ein französischer Spion, der schon früher auch Hermann in eine gefährliche Lage versetzt hatte, und dessen habhaft zu werden alle Bemühungen fruchtlos waren. Jetzt, wo hier das französische Regiment den Herrn spielt, kann er frei und unangefochten sein Wesen treiben, ich muß daher trachten, Sie seinen Blicken zu entziehen, und werde Sie zu meiner Ernestine bringen, da Sie in meinem Hause nicht ganz sicher wären, weil meine Freundschaft zu Hermann und meine Bekanntschaft mit Ihnen doch mehreren Leuten kein Geheimniß ist.

Rosa willigte in diesen Vorschlag und wurde am andern Morgen in Meister Geigers Haus gebracht.

Wir finden die Jungfrau in Erneſtinens Stübchen krank und erschöpft.

Nach so viel ausgestandener Angst, nach solcher Aufregung war es kein Wunder, daß das arme Mädchen erlag, und von einem Fieber auf das Krankenbett geworfen wurde.

Ernestine stand ihr als treue Freundin zur Seite, und keine Schwester hätte eine sorgsamere Pflege entfalten können, als es Thell's Braut that, Rosa erkannte dieß auch mit rührenden Worten an.

Thell besuchte das Haus wie früher, und trug Sorge, daß Rosa's Anwesenheit allen unberufenen Mitwissern unbekannt blieb.

Bei einer dieser Gelegenheiten war es, wo er, von Rosa aufgefordert, ihr Mittheilungen über Julie machte; denn Rosa war ja selbst durch die Reden ihres Verfolgers darauf aufmerksam gemacht worden, daß er in Bezug der Tänzerin bereits seine Maßregeln getroffen habe.

Als Rosa dieß dem Schreiner mittheilte, sagte er: Nun erst weiß ich mir Manches zu erklären, was mir und Julie bisher räthselhaft erschienen war. Als Sie nämlich an jenem Abende von Ihrem Besuche bei der Trödlerin nicht zurückkehrten, wuchs Juliens Unruhe von Stunde zu Stunde, sie brachte eine schlaflose Nacht zu, und da sie den Gärtner August nicht in das Geheimniß ziehen mochte, so verfügte sie sich am andern Morgen sogleich zu mir, um mir die unangenehme Nachricht mitzutheilen. Ich eilte zur Trödlerin und erfuhr, daß Sie gegen Abend das Haus verlassen hätten. Das war Alles; so viel ich auch von der Nachbarschaft zu erforschen suchte, so blieb meine Mühe doch erfolglos. Sie können sich nun meine Angst und Sorge um Sie vorstellen. Als Julie von mir nach Hause ging, mußte sie wahrscheinlich von dem berüchtigten Miller bemerkt worden sein; denn sie hatte kaum ihre Stube betreten, so erschien bei August ein junger Mann, der sich bei ihm erkundigte, ob die Dame, welche vor wenigen Augenblicken in's Haus ging, hier wohne? Dieser dachte im Augenblicke nicht daran, eine verneinende Antwort zu ertheilen, was auch wenig genützt haben würde, und der junge Mann entfernte sich wieder. Hätte Julie dieß zeitig genug erfahren, so wäre vielleicht noch Hülfe gewesen; allein

August berücksichtigte es nicht, um, wie er später sagte, sie nicht zu beunruhigen. An demselben Nachmittage erschien der Direktor des Operntheaters, und verkündete ihr, daß er von dem Gouverneur den Befehl erhalten habe, die in Penzing wohnende Tänzerin Julie alsogleich zu aquiriren und nächstens auftreten zu lassen. Julie war freilich über dieß Ereigniß erstaunt, aber sie konnte dem Antrage nicht ausweichen, sagte „Ja“ und unterschrieb den Kontrakt. Als August erfuhr, daß sie sein Haus verlassen müsse, wurde er unruhig und theilte ihr das Verschwiegene mit. Nun dachte sie freilich an Miller, aber da sie keinen Grund finden konnte, was er damit zu bezwecken Willens wäre, und auch die eingegangene Verpflichtung nicht leicht auflösen durfte, so blieb ihr nichts Anderes übrig, als in die Stadt zu ziehen, und ihr Engagement anzutreten. Dieß Alles theilte sie mir mit.

Und ist ihr bis jetzt noch nichts Unangenehmes begegnet? fragte Rosa nachdenkend.

Ich glaube nicht, sonst würde sie mich davon gewiß in Kenntniß gesetzt haben.

Daß Miller dabei im Spiele ist, bleibt außer Zweifel, was er auch immer für einen Zweck haben mag, so viel ist gewiß daß dieser es erfordern muß, Julie früher in die Oeffentlichkeit zu ziehen, und dann zur weiteren Ausführung zu schreiten.

Jetzt erwiederte Thell, glaube ich selbst, daß dieß der Fall ist.

Wir müssen die bedrohte Freundin warnen.

Ich werde es über mich nehmen, aber nicht persönlich, denn von nun muß jede Verbindung mit ihr von unserer Seite abgebrochen werden, um die Aufmerksamkeit Miller's der Sie wahrscheinlich mit Spähern umgeben wird, nicht auf uns zu lenken. Ich werde ihr schreiben, und sie zugleich über Ihr Schicksal beruhigen.

Da Rosa hiemit vollkommen einverstanden war, so schrieb Thell an die Tänzerin folgenden Brief:

„Mein Fräulein!

„Was mit Ihnen bis zum heutigen Tage vorging, geschah durch den Einfluß Ihres Feindes, den ich Ihnen nicht erst nennen darf. Er hat mit Ihnen Böses im Sinne, leider sind mir seine Pläne unbekannt, sonst würde ich sie Ihnen mittheilen; aber daß es so ist, dessen kann ich Sie versichern. Die Vorsicht erheischt es, daß Sie von nun an jede Verbindung mit jenem Manne abbrechen, der Ihnen bisher einige freundschaftliche Dienste erwiesen hat. Der theuere Gegenstand, den Sie in der letzten Zeit verloren, befindet sich in Sicherheit und ist vollkommen geborgen. Nennen Sie die Namen derjenigen nie, die Ihnen lieb und werth sind, denn der Arm des Bösen reicht weit. Leben Sie recht wohl; wenn die Gefahr vorüber ist, sprechen wir uns. Sollte Ihnen ein besonderes Unglück begegnen, und ich Ihnen helfen können, so avisiren Sie mich davon, aber auf eine sehr vorsichtige Weise, wo möglich persönlich.

Ihr Freund."

Nachdem Rosa diese Zeilen gelesen hatte, sagte sie: Ich glaube, Julie wird sich wohl die räthselhaften Worte zu deuten wissen.

Deutlicher durfte ich nicht sein, für den Fall, daß der Brief in unrechte Hände kommen sollte; denn ich bin gesonnen, ihn unter ihrer Adresse in der Theaterkanzlei abgeben zu lassen. Er bleibt ohne Unterschrift und wird durch ein undeutlich ausgeprägtes Siegel geschlossen.

Rosa nickte ihm beistimmend zu, und der junge Schreinermeister entfernte sich bald darauf nach einem herzlichen Abschiede.

Ernestine blieb an Rosa's Seite.

Ach, seufzte diese, als sie allein waren, wie werde ich Ihnen und Herrn Thell für die Freundschaftsdienste, die Sie mir erweisen, auch würdig genug danken können,

Sprechen Sie nicht davon, liebe Rosa. Ihr Hermann hätte für mich in einer ähnlichen Lage gewiß dasselbe gethan, ich kenne ihn, er ist ein trefflicher Mensch!

Ja, das ist er, entgegnete die Kranke, und Sie können mein Entzücken ermessen, als mir Herr Brenner von ihm erzählte, als ich erfuhr, daß er aus der fürchterlichen Schlacht wohlerhalten hervorging; Sie hätten den Mann nur hören sollen, wie er die Unerschrockenheit und Tapferkeit meines Hermann schilderte; während mich das Frühere erfreute, erhob mich dieß, ich wurde stolz, ihn mein zu nennen.

Das können Sie auch, liebe Rosa, denn er ist einer der Besten, und eben so treu in der Liebe, als in der Freundschaft. Ach, wie freue ich mich des Augenblickes, wo der Friede wiedergekehrt sein wird, und wir als glückliche Gattinnen der bravsten Bürger —

O, hören Sie auf, liebe Ernestine, ich getraue mich fast nicht daran zu denken?

Setzen Sie so wenig Zutrauen in den gütigen Himmel.

Wäre dieß der Fall, wo nähme ich Kraft her, den Kummer und die Angst um ihn zu ertragen? Aber trotzdem mag ich an das ferne Glück nicht denken, dessen Gewährung allem Anscheine nach noch im weiten Felde liegt.

Bei mir ist es wieder anders; ich denke mir dasselbe nahe, recht nahe, und bin schon in der Erwartung dessen selig. So genieße ich jetzt die Freuden der Hoffnung, und werde dann in den Wonnen der Erfüllung schwelgen.

Sie verdienen es, glücklich zu sein. —

Und Sie nicht? Sind Sie nicht eben so gut wie ich? Lieben Sie nicht so treu und innig wie ich? O, theure Rosa, verkennen Sie Ihren Werth nicht, schon die Leiden Ihrer letzten Tage haben Sie der seligsten Freuden würdig gemacht.

Ach ja, ich habe viel gelitten! Jeder Augenblick in jener trübseligen Lage wurde mir zur Ewigkeit, der Anblick jenes Elenden verwundete mich bis in die tiefste Seele, und bei dem Allen muß ich meinem Muthe die Rechtfertigung widerfahren lassen, daß er mich nie verließ. Ich war stark und entschlossen, und verlor keinen Augenblick mein Bewußtsein. Ich weiß noch jetzt nicht, woher ich die Kraft nahm, dieß Alles zu ertragen; es war vielleicht das Bewußtsein, daß ich ganz allein auf mich angewiesen, nur durch mich selbst gerettet werden kann, und hätte mir der Himmel nicht Hülfe gesendet, ich glaube, ich hätte Kraft genug besessen, den Feind mit meinen eigenen Händen zu erwürgen.

Sie sind ja schrecklich, liebe Rosa.

In jenen Augenblicken, in jener Lage erst fühlte ich es ganz, wie man handelt, wenn man auf Selbstvertheidigung angewiesen ist, in jenem Momente denkt und empfindet man anders, man hört auf Weib zu sein, und ich schaudere noch jetzt bei dem Gedanken, wenn ich in jenem Augenblicke mit kalten Herzen hätte Blut vergießen können. Doch denken wir nicht daran, theure Ernestine, ich will dem Himmel danken, daß Alles vorüber ist, mir scheint es jetzt, als wär's ein Traum gewesen, ein schwerer, böser Traum!

Ernestine umarmte die Kranke, und wer die beiden Mädchen jetzt sah, hätte das deutliche Bild zweier Rosen gehabt, die sich am kühlen Abende zu einander neigen, von denen aber die Eine während des nachmittägigen Sonnenbrandes unter schützendem Blätterdache gestanden, während die Andere frei, den sengenden Strahlen preisgegeben war.

Der kühlende Thau der Nacht wird die erblaßten Blätter röthen, die Krone schließen, und die zarten Staubfäden des Kelches werden wieder geborgen sein.

Möge der gütige Himmel Beide in seinen Schutz nehmen.

* * *

Julie, seitdem sie ihr ländliches Asyl in Penzing verlassen hatte, seitdem die stille Zurückgezogenheit ihrer bürgerlichen Lebenweise dem unruhigen, geräuschvollen Treiben ihrer gegenwärtigen Stellung Platz gemacht hatte, fühlte sich unbehaglich, unzufrieden. Wäre nicht Eines gewesen, daß sie an Wien fesselte, sie hätte die Stadt, wo sie bereits von so viel Unannehmlichkeiten heimgesucht wurde, gewiß verlassen.

Dieses Eine war ihre Liebe zu Friedrich Staps.

Je länger sie den jungen Mann kannte, je mehr sie Gelegenheit hatte, sein echt deutsches Gemüth kennen zu lernen, desto mehr mußte sie auch diese reine Biederseele schätzen, und desto heftiger auch von seinem Denken, von seiner Empfindungsweise ergriffen werden. Staps war ein echter Deutscher, seine Vorsätze wohl überlegt, aber dann auch mit Beharrlichkeit durchgeführt; sein Herz rein, wie der fromme Blick seines Auges! Bei seiner Jugend, und dem fast mädchenhaften aber lieblichen Antlitz hätte man ihm kaum die Charakterstärke zutrauen sollen, die er wirklich besaß. Da man aber dieß Alles erst bei einer längeren Bekanntschaft wahrzunehmen vermochte, so war es natürlich, daß man sich zu ihm erst nach und nach hingezogen fühlte, daß man ihn aber auch dann lieb gewann und nicht mehr lassen konnte.

So war es auch bei Julie gekommen.

Sie liebte den Jüngling mit der ganzen Glut ihrer Seele, sie, welche bis jetzt bei den Anträgen von Reichen und Mächtigen gleichgültig geblieben war, sie, die oft glänzende Anerbietungen zurückgewiesen hatte, sie neigte sich jetzt mit ganzer Seele dem Jünglinge zu, der Nichts besaß, als sein Herz, und seinen festen Sinn. Aber dieses Herz barg eine unerschütterliche Liebe für sie, und Liebe war das Bedürfniß, nach dem sie schmachtete, Liebe war die Seele, welche der Künstlerin die eisigkalte Umgebung der Breterwelt erträglich machte.

Julie hatte wieder ihre Wohnung in der Kärnthnerstraße bezogen; dort lebte sie nun zwischen den engen hohen Mauern, die ihr Nichts für den liebgewordenen Aufenthalt in Penzing boten, als höchstens einige Blumen vor den Fenstern und den schmalen, blauen Himmelsstreif, der sich außen über die enge Straße hinzog. Ach, welch' eine Veränderung, wie bang, wie unheimlich fühlte sie sich, wie widerte es sie an, als sie zum ersten Male die Probe besuchte, als die dunkle, dumpfe Koulissenwelt sie umgab.

Kurz früher befand sich Staps bei ihr.

Sie klagte ihm ihr Leid.

Der Jüngling tröstete sie.

Sie haben sich von dem Gedanken entwöhnt, sagte er, und dieß ist ein Grund Ihrer jetzigen Abneigung; aber Sie werden sich bald wieder heimischer fühlen, der Widerwille wird schwinden!

O nein, nein! rief Julie traurig.

Nur nicht so leidenschaftlich, theure Julie, fügen Sie sich in die Nothwendigkeit, nur einige Tage und Sie werden mit dem Gedanken vertrauter sein.

Ach, klagte sie, welch' ein unseliger Zufall ließ jenen Elenden mich finden! Die arme Rosa hat über mich und sich Unheil gebracht! Das Verhängniß führte einen Windstoß durch unser stilles Leben, und unsere Freuden sind verweht.

Gewiß nicht auf lange. Eine Aenderung der allgemeinen Verhältnisse wird auch eine Umwandlung des Ihrigen herbeiführen. Die gänzliche Demüthigung des Tyrannen, die nicht mehr fern sein kann, wird Deutschland von dem häßlichen Raupennest säubern, welches sich an die grünen Blätter des schönen Eichenbaums gehangen hat, und das deutsche Vaterland wird wieder sicher werden. Ich sehe schon im Geiste die schöne Sonnenzeit heranbrechen, ich glaube schon die Frühlingsluft des erhebenden Auferstehungsfestes aus der tiefsten Schmach zu athmen, Deutschland wird frei

werden, die Gewalt wird nicht mehr die Herrscher, nicht mehr den Willen des Einzelnen in eiserne Ketten schmieden; das Wort und der Gedanke werden frei sein, frei, wie ein Gott sie auf die Zunge und in die Seele gepflanzt hat. Sehen Sie, theure Julie, in Ihrem Schicksale spiegelt sich im Kleinen, wie das Walten des Schreckensmenschen im Großen ist. Sie lebten still und zurückgezogen, unbekümmert um das äußere Treiben der Welt, da fällt der Blick eines seiner Satrapen auf Sie, er gönnt Ihnen den anspruchlosen Frieden nicht und zwingt Sie in das Weltgetümmel hinein, ja, er zwingt Sie, denn hätten Sie sich nicht willig dem Antrage gefügt, der Befehl wäre nicht ausgeblieben. Was bleibt Ihnen jetzt übrig, als sich der Nothwendigkeit zu ergeben, wenn Sie nicht den Haß der maßlosesten Willkühr auf sich laden wollen.

Sie haben recht, lieber Friedrich, ich muß gute Miene zum bösen Spiele machen, die Stunden in Ihrer Gesellschaft sollen mir Ersatz für das Uebrige sein.

Der Jüngling drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und entfernte sich bald darauf aus dem Hause.

Als die Tänzerin zum ersten Male auftrat, waren die Räume des Opernhauses zum Erdrücken voll, französische Offiziere aller Waffengattungen, vom niedrigsten bis zum höchsten Grade füllten Parterre, Sperrsitze und Logen, die Erwartungen waren auf's Höchste gesteigert, denn der Ruf der Tänzerin war von früher her in der ganzen Residenz verbreitet und anerkannt.

Julie trat auf, stürmischer Beifall empfing sie und währte die ganze Vorstellung hindurch; ihre Jugend, ihre Anmuth gewannen ihr Tausend Verehrer, ihre Reize, durch eine geschmackvolle Toilette wo möglich noch mehr gehoben, brachten unter den meist jugendlichen Offizieren, die eben so feurig im Lieben wie im Kampfe waren, einen Enthusiasmus hervor, der eben so Entzücken für die Darstellung, als Leidenschaftlichkeit für die anmuthige Tänzerin verrieth.

Charles Delours, der ein stiller Beobachtrr in einer Ecke des Parterres stand, und die Berserkerwuth der wüthendsten Beifallsspender beobachtete, lächelte zufrieden, vor sich hin, und murmelte: Nur zu, das habe ich gewünscht, nun will ich sehen, wie sich die spröde Tugend der idyllischen Närrin aus dieser Fluth von Anbetern retten wird; wenn die Daphne zur Magdalena geworden, dann habe ich mein Ziel erreicht!

Der Triumph, den sein Scharfsinn in diesem Augenblicke feierte, und der Gedanke an die nahe Demüthigung derjenigen, die sich früher seinem Netze mit solcher Kraft entwunden hatte, ließ ihn in diesem Augenblicke seine Schwester vergessen, und machte selbst das erwachte Gewissen verstummen.

Charles kannte Julie zu gut, sein Streich traf sie am verwundbarsten Fleck.

Vom Tage des ersten Auftretens begann für die Künstlerin ein qualvolles Dasein. Die Ruhe ihrer Wohnung war gestört. Sie wurde mit Billets in allen Formen bestürmt; die Zudringlichen wagten es sogar, bis in ihre Gemächer zu dringen, Livreediener erschienen mit Präsenten, Anträge aller Art wurden gemacht, hochgestellte Generale fanden es nicht unter ihrer Würde, der anmuthigen Künstlerin persönlich zu huldigen. Die arme Julie glich in dieser Zeit einem Menschen, der mit Honig übertüncht in die Nähe eines Bienenkorbes kommt und von dem Schwarme überfallen wird. Sie konnte nicht genug abwehren; wenn sie Einen verscheucht hatte, kamen zehn Andere geflogen. Anfangs suchte sie dem Geliebten diese neue Unannehmlichkeit zu verbergen, aber wie lange war dieß möglich?

Stape wurde nachdenkend, dann sagte er: Ich vertraue Ihrem Scharfsinn, liebe Julie, und hoffe daß Sie Gewandtheit genug besitzen werden, die Zudringlichen zu verscheuchen. Ich glaube, wenn sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sehen, werden sie von Ihnen ablassen. Sollte aber Einer oder der

Andere jede Achtung gegen Sie vergessen, so bin ich der Mann, ihm entgegen zu treten, und ihm, mit der Pistole in der Hand, vor der Tugend eines deutschen Mädchens Ehrfurcht einzuflößen.

Diese Aeußerung beunruhigte Julie noch mehr; sie wußte, daß Friedrich keinen Augenblick Anstand nehmen würde, sein Wort zu erfüllen, und das Leben des Geliebten solcher Gefahr preis zu geben, das hätte sie nie vermocht; sie suchte daher seine Aufmerksamkeit nach und nach davon abzulenken, und wenn er selbst darauf zu sprechen kam, so beruhigte sie ihn mit der Versicherung, daß die den Franzosen angeborne Galanterie sich nicht so weit vergessen werde, die Grenzen des Anstandes zu überschreiten.

In dieser Zeit erhielt sie Thell's Zeilen.

Mit Spannung durchlas sie den Brief, dessen deutsche Aufschrift sogleich erkennen ließ, daß er von keinem der zahlreichen Bewunderer-Armee herrühre.

Sie zweifelte keinen Augenblick an der Person des Schreibers, und hatte Ursache genug über den Inhalt zu staunen. Karl war also wirklich der Urheber ihrer jetzigen unangenehmen Lage; die Gewißheit davon, und die nun eingetretenen Folgen, ließen sie gleich den Zweck seiner unedlen Handlungsweise erkennen. Jetzt war es ihr zur Gewißheit geworden, daß er sie nur deßhalb ihrer Einsamkeit entriß, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, und sie in den Strudel jener Gefahren und Unannehmlichkeiten zu stürzen, denen Damen ihres Standes in einer meist ungebehrdigen soldatischen Umgebung jederzeit ausgesetzt sind. Wenn ihr diese Betrachtung einerseits Stoff genug zu neuer Unruhe bot, so wurde sie anderseits durch die Nachricht von Rosa's geschützter Lage getröstet. Ohne zu wissen, was bisher mit der Freundin vorgefallen sein möge, reichte doch schon der Gedanke an deren jetzige Sicherheit hin, sie vollkommen zu beruhigen, und sie bedauerte nur, jede Verbin-

dung mit der ihr so lieb gewordenen Freundin vor der Hand abbrechen zu müssen.

Nachdem sie den Brief noch einige Male aufmerksam durchlesen hatte, vernichtete sie ihn — . . . .

Eine Stunde vor der Theaterzeit saßen vor Milano's Kaffee einige Offiziere, unter diesen ein junger Gardekapitän von echt militärischem Aeußern und einem Blicke, der Feuer und Hartnäckigkeit beurkundete. Er führte den Namen Alphons Letroix, und hatte bei Austerlitz seine ersten Lorbeern erfochten. Die Kameraden schätzten den jungen Mann, der ein angenehmer Gesellschafter, ein freigebiger Freund war, was er um so leichter thun konnte, da sein Vater, ein reicher Bürger in Paris, ihm bedeutende Zuschüsse gewährte, die ihm jeden Aufwand gestatteten.

Der Inhalt des Gespräches war die schöne Tänzerin.

Alphons nahm an demselben wenig Antheil. Er saß mit düster glühendem Blicke da und horchte dem Anscheine nach theilnahmlos auf die Unterhaltung.

Welch' ein Genuß steht uns heute wieder bevor!

Ich erwarte mit Ungeduld die Theaterstunde.

Eine so liebenswürdige Erscheinung sah ich noch nie auf den Brettern.

Die Pariser haben keine aufzuweisen.

Diese Anmuth, diese Grazie, sie ist unwiderstehlich!

Hätten Sie je geglaubt, Herr Kapitän, daß eine Deutsche so bezaubernd, so elektrisch wirken könne?

Diese Frage war an Alphons gerichtet.

Er antwortete: Warum denn nicht? Leichtigkeit und Grazie sind bei den Deutschen zwar seltener wie bei uns und den Italienern zu finden; aber wo sie sind, da übertreffen sie auch Alles; was sich denken läßt, weil sie von jener, nur den Deutschen eigenen tiefen Innerlichkeit begleitet sind, welche so hinreißend wirkt, und die gewiß auch die Hauptursache ist, daß die schöne Tänzerin so unwiderstehlich wird.

Sie gehören also auch zu ihren Anbetern?

Diese, Frage, mein Freund, rangirt in ein anderes Glied. Ich habe jetzt nur von ihrer Kunst gesprochen; sobald Sie aber von Anbetern reden, so kömmt die Persönlichkeit in's Spiel, und ich müßte sehr thöricht sein, wenn ich darüber das veröffentlichen wollte, was ich fühle.

Sie glühen also auch für die Reizende?

Es sind nur zwei Fälle möglich, entweder Nein oder Ja. Im ersteren würde man mich als gefühllosen Klotz, im letzteren als vergebens schmachtenden Seladon auslachen; es ist besser, wenn ich schweige.

Die Andern lachten,

Sie haben nicht Unrecht, theurer Alphons. —

Ich glaube, rief ein junger Lieutenant, die schöne Julie wird keine Ausnahme sein; sie ist eine Tänzerin wie alle Andern, und ein hübscher Mann mit Gold, daß sind Eigenschaften, denen Terpsichorens Jüngerinnen nicht so leicht widerstehen.

Ich kenne eine Tänzerin, rief ein Anderer, die auf Keines von Beiden regardirte, dagegen war sie auf hochgestellte Personen wie versessen. Ihr Losungswort war Ansehen!

Vielleicht, sagte Einer von der Artillerie, ist die schöne Julie von demselben Kaliber. Sie ist daher mehr für die schweren Belagerungskanonen als die leichten Feldgeschütze eingenommen. Ich finde dieß auch natürlich; die Letzteren sind zu beweglich und kommen zu oft in's Feuer, während die Ersteren mehr Stabilität und Solidität besitzen und seltener in's Feuer kommen; dagegen aber, wenn dieß der Fall ist, hören sie auch sobald nicht auf und brummen ohne Unterlaß.

Die anderen lachten über den treffenden Vergleich und der Sprecher fuhr fort: Sehen Sie, meine Herren, ich theile alle Anbeter der schönen Julie in drei Abtheilungen. Ein kleiner Theil, der vielleicht dumm genug wäre, ernstliche

Absichten zu hegen, sich hinter den Traualtar zu verschanzen und in dem bedeckten Weg des Ehebettes zu vertheidigen, das ist das Positions-Geschütz; ein größerer Theil, der nur darauf ausgeht, die Reizende zu umschwärmen und durch ein gut unterhaltenes Feuer zum Weichen zu bringen, einzunehmen und bei ihr festen Fuß zu fassen, das ist das Fußgeschütz; der größte Theil endlich, der mit dem veni, vidi, vici! heranstürzt und der Armee „la bourse ou la vie!“ zuruft und so zu sagen nur auf einen Raub ausgeht, das ist die reitende Artillerie!

Die Offiziere brachen in ein helles Gelächter aus, und Einer rief: Bei meiner Ehre! Ihr Vergleich ist einzig; aber sagen Sie mir, zu welcher Klasse rangiren Sie?

Ich gehöre zu den Gebirgskanonen, erwiederte der Artillerie-Offizier, ich stehe auf der Anhöhe und schaue gemüthlich auf die Narren hinab, die sich unten um eine Tänzerin herumbalgen.

Die Pille war etwas derb, aber die Anderen konnten doch nicht umhin, in ein wüthendes Gelächter auszubrechen und dem Artilleristen ein Bravo zuzurufen.

Ja, rief ein Grenadier, fangt nur mit den Herren von der Artillerie an, da zieht Ihr gewiß immer den Kürzeren, denn die sind gar gelehrt.

Ja, und grob wie ihr Geschütz! brummte ein alter Chasseur.

Da habt Ihr's, rief der Artillerist lachend, indem er auf den Letzteren hinwies, das ist Einer vom Positionsgeschütz. Ich fürchte nur, daß ihm die Munition eher ausgeht, als er zum Handkuß kommt.

Der alte Chasseur mußte selbst über den Einfall lachen, und reichte dem Launigen die Hand.

Da, sagte er, Du Schwefelkopf, reich' mir Deine Rechte und nimm das Wort nicht übel.

Bewahre, meinte der Andere, wer austheilt muß sich auch etwas gefallen lassen; solche Neckereien dienen nur zur

Erheiterung, sie dürfen aber nie in Ernst ausarten. Jetzt aber, meine Herren, kommen Sie, das Ballet wird bald angehen, wir müssen trachten, einen guten Platz zu bekommen, damit wir die schöne Julie mit Bequemlichkeit und Muße bewundern können.

Die Offiziere rasselten lärmend von dannen.

Alphons Letroix blieb allein zurück.

Nach einer Weile gesellte sich Charles Delours zu ihm.

Der junge Kapitän sah ihn unfreundlich an.

Was soll die unwirsche Miene, mein Freund?

Sie fragen noch?

Erklären Sie sich doch gefälligst. —

Wozu viele Worte verlieren? Meine Bestrebungen, mich der schönen Tänzerin zu nähern, sind erfolglos geblieben. —

Nicht möglich —

Ich habe ihr ein kostbares Präsent übersandt, es wurde zurückgewiesen; ich schickte ihr zwei Billets durch meinen Diener, sie wurden nicht angenommen; endlich gedachte ich den kürzesten Weg einzuschlagen, und ging selbst zu ihr, da hieß es, sie sei nicht zu Hause, und doch sah ich sie, als ich auf das Hausthor zuging, am Fenster —

Es ist gewiß, die vielen Anträge haben sie stolz gemacht, sie will sich kostbar machen, denn wo käme denn so plötzlich diese Standhaftigkeit her? Ich kann es unmöglich glauben, daß eine Tänzerin unzugänglich sein sollte.

Dieser Meinung bin ich auch —

Daher nur Beharrlichkeit —

Wenn ich mich ihr nur einmal nähern und sie sprechen könnte —

Sollte das Letztere wirklich unmöglich sein?

Wenn ich sie nicht auf der Straße überfalle, oder mit Gewalt in ihr Gemach dringe, so wüßte ich nicht, wie ich dazu komme; und so weit darf ich den Anstand doch nicht verletzen —

Versuchen Sie es, sich ihr hinter den Koulissen zu nähern —

Alphons sah den Rathgeber an, dieser fuhr fort: Hier glaube ich, wird sie Ihnen doch nicht so leicht ausweichen können.

Der Gedanke ist so übel nicht; kommen Sie, die Vorstellung muß schon begonnen haben, ich will mein Glück versuchen.

Die jungen Männer gingen Arm in Arm in's Opernhaus.

In dem Komödiengäßchen hielten vor jener Thüre, welche von der Straße mittelst einer Treppe auf die Bühne führt, zwei Bürger-Grenadiere die Wache.

Alphons, von Charles bereits verlassen, näherte sich dem Eingange, wurde aber von den Posten zurückgewiesen.

Ich muß hinauf, laßt mich! rief der Offizier unwillig.

Hier ist Niemandem der Eingang gestattet.

Es entspann sich ein Streit, der, da sich beide Parteien nicht verstanden, immer heftiger wurde.

Die Bürger beharrten auf ihrer Ordre, und Alphons auf seinem Entschlusse.

Der junge Mann wurde mit jedem Augenblicke heftiger, und brach in die pöbelhaftesten Beschimpfungen aus.

Die Grenadiere ließen sich nicht einschüchtern und verblieben bei ihrer Pflicht; darüber auf's Höchste ergrimmt, riß Alphons seinen Degen aus der Scheide und griff sie an.

Mehrere Bürger von der Theaterwache eilten herbei, allein es kam auch eine Patrouille vom nächsten französischen Posten, die sich des Offiziers annahm; es entspann sich ein heftiger Streit, und mehrere der Bürgerwache wurden mit Gewalt ihrer Gewehre beraubt.

Ein zahlreicher Haufe von Zuschauern sammelte sich auf dem Spitalsplatze und in dem Komödiengäßchen, und wollte sich schon, durch die unwürdige Behandlung der Bürger aufgereizt, in den Streit mengen, da kam zum Glücke ein von der Hauptwache herbeigerufener Offizier der bür-

gerlichen Kavallerie *), mit hinlänglicher Mannschaft versehen, zerstreute durch Zureden die Volksmenge, bewies dem heftigen Alphons sein Unrecht, worauf sich dieser besänftigte. Die Bürger erhielten ihre Gewehre zurück und die Mannschaft von der französischen Wache zog ab.

Diesem Auftritte zufolge wurde von nun an nebst den Bürgern auch französisches Militär zur Theaterwache beordert.

Alle Damen vom Theater erhielten den strengsten Befehl, sich nicht an den Fenstern sehen zu lassen, denn Alphons, um sich zu entschuldigen, gab vor, er hätte, durch einen Wink einer Figurantin aufgemuntert, den Einlaß auf die Bühne begehrt. — — — — — — — — — — — — — —

Der Monat Juni rückte vor, — auf dem Kriegsschauplatze bereiten sich wichtige Begebenheiten vor, denen wir, um in allen Theilen des Gemäldes gleichzeitig vorzuschreiten, unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

---

## II.

Erzherzog Johann hatte beim Beginne des Feldzuges den General Stoichewich mit 8000 Mann des neunten Armeekorps nach Dalmatien entsendet. Dort befand sich Marmont, später Herzog von Ragusa, und noch später Verräther an der Sache seines Kaisers und Wohlthäters, mit

*) Der Oberlieutenant Jobsdorf.

12,000 Mann. Die Operationen dieser Armeen begannen, als der Rückzug des Erzherzogs Johann aus Italien den General Stoichewich für seine Rückzugslinie in gerechte Besorgniß setzte; es begann daher an der Linie des Zermagna eine Reihe von Vorpostengefechten, die endlich ganz aufhörten. Erst am 16. Mai griff Marmont auf dem Monte Ritta 12 Bataillone an und zersprengte sie, das Treffen bei Gospich, gerade an den Tagen der Schlacht bei Aspern, zwang die Oesterreicher nach Karlsstadt zurück, und Marmont drang siegreich nach Zengg, von da nach Fiume, und traf am letzten Monatstage in Laibach ein. General Macdonald mit einem Korps von 9000 Mann stand in und um Graz, um den heranrückenden Marmont schützend zu empfangen.

Als der Erzherzog Johann sein durch den langen Rückzug zusammengeschmolzenes Heer in Etwas ergänzt und sich mit frischem Kriegsmaterial versehen hatte, beschloß er, von Körmend aus, wo er sich noch befand, wieder angriffsweise vorzugehen, den General Macdonald in Graz anzugreifen und zu schlagen, sich dann auf den heranrückenden Marmont zu werfen und über ihn ein gleiches Schicksal zu verhängen. Da die beiden Korps vereinzelt waren, so konnte das Unternehmen kaum mißlingen, die französische Hauptarmee wäre dann einer bedeutenden Unterstützung beraubt gewesen, und Napoleon hätte nicht alle seine Kräfte zu einem entscheidenden Schlage vereinigen können. Der Erzherzog Johann schrieb an seinen Bruder, den Generalissimus, und setzte ihm die Vortheile dieses Planes auseinander, Napoleon hätte, wenn auch nicht seine Stellung bei Wien verlassen, so doch nichts Entscheidendes gegen die Hauptarmee unternehmen können, und der Generalissimus wäre in den Stand gesetzt worden, die Offensive zu ergreifen. Der Generalissimus antwortete abschläglich und ertheilte ihm den Befehl, längs der Raab nach Preßburg zu rücken. Erzherzog Johann marschirte also längs der Raab, vereinigte sich bei Leth mit den 16,000 Mann Insurrections-

truppen des Erzherzogs Palatinus, und bezog am 13. Juni, an 43,000 Mann stark, das Lager bei Raab.

Der Erzherzog Generalissimus, dessen Plan dahin ging, auf einem geeigneten Punkte die Donau zu überschreiten und eine zweite Hauptschlacht zu liefern, hatte deßhalb den Erzherzog Johann in seine Nähe beordert und ließ zugleich, um den Feind vom wahren Uebergangspunkte abzulenken, ein 9000 Mann starkes Korps die Donau überschreiten und bei Preßburg bei dem Dorfe Engerau sich festsetzen.

Napoleon erkannte die Absicht, hier einen Brückenkopf anlegen zu wollen, und entsandte den Marschall Davoust mit 10,000 Mann dahin, welcher die Oesterreicher lebhaft angriff. Er wurde zwei Mal zurückgeschlagen; aber die Oesterreicher zogen sich doch aus dem Dorfe in die schützenden Laufgräben der nahen Insel zurück, welche von Engerau nur durch einen schmalen Flußarm getrennt war.

Davoust verschanzte sich nun seinerseits in Engerau, hielt die Oesterreicher belagert und verwehrte ihnen jedes fernere Unternehmen.

Aber auch die Bewegung der österreichisch-italienischen Armee hatte Napoleon wahrgenommen und sandte seine italienische Armee mit dem Vicekönig Eugen gegen sie.

Am 5. Juni hatten die Franzosen, 35,000 Mann stark, die Grenze bei Neustadt überschritten, am 8. gingen sie über die Rabnitz und stellten sich am 13. Juni, dem Erzherzoge gegenüber, in Schlachtordnung auf.

Am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlachten bei Marengo und Friedland, wurde die für die Oesterreicher unglückliche Schlacht bei Raab geschlagen.

Mittags um 1 Uhr begann der Angriff auf die österreichischen Linien.

Dieser geschah am drohendsten anfangs auf das Centrum, dann zum Unglücke auf den linken Flügel, wo die ungarische Insurrektions-Kavallerie stand. Diese, — welche den größten Theil der Schuld an der verlorenen Schlacht

hat, — ergriff vor einigen platzenden Granaten die Flucht; selbst das Zureden des Palatins vermochte sie nicht aufzuhalten, sie flohen. Viele davon in einem Athem bis nach Ofen, wo sie durch ihre Mittheilungen Schrecken und Verwirrung verbreiteten. Der ganze linke Flügel war nun entblößt, die Feinde stürmten den Meierhof Kis-Megyer, der von der Grazer Landwehr und vier Kompagnien Infanterie auf eine heldenmüthige Weise vertheidigt wurde; drei Mal wird der Sturm abgeschlagen, endlich lodert der Meierhof in Flammen auf, die Feinde dringen ein, der größte Theil der Besatzung erlag der Wuth der Sieger, die Andern wurden gefangen genommen. Eine Insurrektions-Batterie, welche im entscheidenden Augenblicke von diesem Punkte und vom Schlachtfelde verschwand, hat sich auch mit einem schmachvollen Andenken beladen. Vergebens boten die Erzherzoge ihre Reserven auf, vergebens kämpften die deutschen Oesterreicher wie Helden, die magyarischen Insurgentenbataillone stoben auseinander, kaum daß eine Miene gemacht wurde, sie anzugreifen.

Der Rückzug gegen Komorn geschah zwar in Ordnung, aber gegen 6000 Mann, zwei Fahnen und zwei Kanonen waren verloren, die Franzosen nahmen Besitz von dem prächtigen verschanzten Lager und begannen die Festung Raab zu belagern. Die Laufgräben wurden eröffnet, bald erstreckten sich die Annäherungen bis an den Fuß des Glacis, Raab wurde acht Tage lang mit Granaten beworfen und ergab sich erst am 26. Juni, nachdem es mehr einem Schutthaufen als einer Festung ähnlich sah.

Der Kommandant war der Oberstlieutenant Puchy des Geniekorps.

Die Besatzung, — beim Beginne der Belagerung nur 1800 Mann, — erhielt mit der Bedingung, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu fechten, freien Abzug.

Die Einnahme von Raab sicherte dem französischen Kaiser die Operationen auf dem rechten Donauufer.

Während der Belagerung war der Erzherzog Johann mit dem Reste seines Heeres gegen Preßburg gerückt. Da aber mittlerweile der Generalissimus, durch Napoleons großartige Anstalten in der Lobau von der Gewißheit eines bevorstehenden Ueberganges belehrt, die Ueberzeugung gewann, daß die Zeit seines projektirten Angriffes auf dem rechten Ufer bereits verflossen sei, so rief er den Erzherzog Johann herbei, um seinen linken Flügel zu verstärken. Als daher der Erzherzog bei Preßburg eintraf und auf dem linken Donauufer nur durch die March von der österreichischen Hauptarmee getrennt war, und diese gerade auch ihre Stellung von Aspern und Eßlingen zurück gegen Wagram hin verlegte, so gerieth Napoleon, durch die Anstalten zum Brückenschlage bestärkt, auf den Gedanken, daß der Generalissimus einen Angriff, über Preßburg defilirend, beabsichtigte; er erschien daher persönlich am 26. Juni vor dieser Stadt und ließ sie zur Uebergabe auffordern. Auf die Antwort, daß Preßburg mit den übrigen militärischen Posten in keiner Verbindung stehe, daher in keinem Falle geräumt werden würde, ließ er sogleich ein lebhaftes Bombardement eröffnen, welches drei Tage hindurch (26., 27. und 28.) währte und 131 Häuser einäscherte. Erst als der Generalissimus über diese unnütze Zerstörung durch den Chef seines Generalstabes Beschwerde führte, ließ Napoleon das Feuer einstellen, und das Belagerungskorps, so wie später auch der Marschall Davoust zogen sich von Engerau auf die Hauptarmee zurück, um an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen.

* * *

Wenden wir unsere Blicke nach Steiermark.

Marmont rückte von Laibach getrost über Cilli, Feistritz und Marburg heran, um bei Graz mit Macdonald in Verbindung zu treten.

Der zurückgelassene Banus von Kroatien, Feldmarschall-Lieutenant Ignaz Gyulai, dem die Vertheidigung von Inner-österreich mit 22,000 Mann übergeben war und dessen Stärke Marmont nicht kannte, versetzte diesen in eine kritische Lage; er faßte rasch einen Entschluß, stellte einen Theil seiner Truppen in Schlachtordnung; unter diesem Schleier und von der hereingebrochenen Nacht begünstigt, entschlüpfte er rasch über die Brücke von Völkermarkt und ließ dem Banus das Nachsehen; dieser griff freilich seine Arrieregarde bei Lavamund an, aber den Marsch vermochte er nicht mehr zu hemmen. Am 26. Juni lieferte der Banus dem bedeutend schwächeren Broussier das unrühmliche Treffen bei Graz, wo er bei bloßen Plänkeleien in der Leonhard-Vorstadt am Rosenberg und Rukelberg tausend Mann verlor, bis ein krainerischer Student, der das Terrain besser inne hatte, den General Kunsewich in den Rücken des Feindes führte und Broussier den Rückzug an die Weinzettelbrücke nahm. Der Banus zog sich ebenfalls nach Graz zurück, — Marmont und Broussier vereinigten sich und trafen am 2. Juli in der Lobau ein, zeitlich genug, um an der folgenden Schlacht theilzunehmen.

Der Banus zog nach Ungarn, um sich dem Erzherzog Johann anzuschließen.

*
* *

In Polen!

Nachdem Poniatowski in Lemberg eingerückt war, rückte General Dombrowski von Posen vor und zwang das österreichische Hauptkorps von Thorn zum Rückzuge.

Erzherzog Ferdinand wendete sich nun nach Galizien.

General Sokolnicki warf sich nach Sandomirz, welches er so lange zu halten beschloß, bis Poniatowski ihm zu Hülfe kommen würde.

Der Angriff der Oesterreicher auf die Festung geschah mit Energie, allein die Polen vertheidigten sich mit Kühnheit und Umsicht, ein sechsmaliger Sturm wurde abgeschlagen; Sokolniki, der seine Munition verschossen hatte und noch keinen Entsatz nahen sah, wartete einen erneuerten Sturm nicht ab, und übergab den Platz mittelst Kapitulation an die Oesterreicher.

Dieß geschah am 18. Juni.

Erzherzog Ferdinand, nachdem er die Festungswerke von Sandomirz geschleift hatte, verlegte seine Operationslinie auf die beiden Straßen von Warschau und Krakau, und setzte sich mit 25,000 Mann in Bewegung.

Die Polen und Russen vereinigten sich nun und rückten in die von ihm verlassenen Gegenden.

Die Oesterreicher, welche überall auf feindliche Gesinnungen der Bevölkerung stießen, außerdem die Kunde der verlornen Raaber Schlacht erhalten hatten, zogen sich nach Krakau zurück.

Poniatowski beschloß mit seinem, gegen 28,000 Mann starken Heere den Erzherzog anzugreifen, welcher aber nicht Stand hielt und den Polen die Stadt Krakau überließ, die auch von Poniatowski, um sie den Russen nicht überlassen zu müssen, am 14. Juli im Namen Napoleon's in Besitz genommen wurde.

Der Erzherzog Ferdinand zog sich nach Mährisch-Schlesien zurück, und der Feldzug des siebenten Armeekorps hatte ein Ende.

* * *

Wir richten nun unser Augenmerk auf den Hauptkriegsschauplatz unseres Gemäldes.

Welche Vorbereitungen waren dort seit der Schlacht von Aspern getroffen?

Der Erzherzog Karl hatte nicht versäumt, dem bevorstehenden Sturme zu begegnen. Die Dörfer Aspern, Eßlingen, Groß-Enzersdorf wurden verschanzt, das dazwischen liegende Terrain durch aufgeworfene Erdwälle befestigt und die Lobau auf diese Weise mit einer starken Umfassungslinie umgeben. Das Heer wurde durch das heranrückende Korps Kolowrat, durch die böhmische und mährische Landwehr verstärkt, die Kavallerie remontirt und die Artillerie fast um das Dreifache verstärkt.

An der Donau entwickelte sich eine eben solche Thätigkeit von feindlicher Seite; alle entfernten Marschälle erhielten den Befehl zum schleunigsten Heranmarsche. Wir haben gesehen, wie selbst Marmont aus dem entferntesten Dalmatien sich heranzuwinden wußte, so trefflich trugen bei Napoleon immer die einzelnen Theile zum Ganzen bei, seine Marschälle waren unter seiner Leitung herangebildete Generale, fast jeder Einzelne ein Feldherr, jeder ein Talent, Mancher ein Genie.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Aspern begann der Brückenbau in die Lobau. Die Generale Bertrand, Regnier und Foucher erhielten den Auftrag, die Stellen aufzusuchen, die hierzu am tauglichsten wären. Napoleon selbst, von Massenä begleitet, sondirte das ganze Ufer, und folgende Punkte wurden als tauglich befunden: Der alte Uebergangspunkt zwischen Aspern und Eßlingen, die Insel unterhalb Enzersdorf, das weiße Haus und der Punkt, wo der Donauarm in den Hauptstrom einmündet. Nun wird rasch zur Ausführung geschritten. Kleine Schiffe, Flöße, Kelheimer Pontons, Bauholz, Anker, Mühlsteine, Taue werden von Wien requirirt. Um die Pfahlbrücke über den Hauptarm herzustellen, waren sieben große Rammen Tag und Nacht beschäftigt; der Fluß hat hier eine Breite von 400 Klafter, und in vierzehn Tagen stand eine Jochbrücke da, die auf 60 Bogen ruhend, eine solche Breite hatte, daß drei Fuhrwerke neben einander fahren konnten. Oberhalb dieser Brücke

wurde eine zweite auf Pfählen erbaut, die nur acht Schuh Breite zählte und für Infanterie-Kolonnen bestimmt war; unterhalb war die schon früher erbaute und nun wieder hergestellte Schiffbrücke, die zur größeren Festigkeit mit einem Theile jener Riesenkette verbunden war, mit welcher die Türken vor drei Jahrhunderten die Donau bei Ofen zu sperren gedachten und deren andere Hälfte sich im Ofener Zeughause befindet. Auf solche Weise konnte die französische Armee zu gleicher Zeit in drei Kolonnen über die Donau defiliren.

Um diese Riesenarbeit gegen die Gewalt der Fluthen, gegen Brander, Brandmaschinen, überhaupt gegen alle Zerstörungsversuche zu decken, wurden zwischen den obern Inseln in verschiedenen Richtungen Verpfählungen eingerammt, deren weiteste 250 Klafter von den Brücken entfernt lag.

Vor den Brücken wurden Verschanzungen vom stärksten Profile angelegt, verpallisadirte Redouten mit nassen Gräben versehen, sicherten die Verbindung mit dem gegenüberliegenden Ufer.

Die Insel Lobau erhielt den Namen: Napoleon, die vom alten Uebergangspunkte westlich gelegene zu Ehren des Gefallenen: St. Hilaire, die östliche wurde die Mühleninsel, die nächste Espagne, die Enzersdorf gegenüberliegende: Pouzet, die hierauf folgende: Lannes, und die tiefste, als Anerkennung der Verdienste Alexander Berthiers, die Alexanderinsel genannt. Alle diese Inseln, durch Verschanzungen verstärkt, formirten gleichsam die Vor- und Außenwerke der zur Festung umgewandelten Lobau, hundert Stück schweres Geschütz, 20 Mörser bildeten einen eisernen Gürtel von Feuerschlünden, der das Außenfeld auf das Kräftigste bestrich und jeden Angriff vereitelte. Bei all diesen großartigen Anstalten wureen auch die geringfügigsten Kleinigkeiten nicht außer Acht gelassen. Die Brücken wurden von 10 zu 10

Toisen durch Laternen *) erleuchtet; diese Laternen zogen sich durch die ganze Lobau zu beiden Seiten einer neu aufgeschütteten Dammstraße, die 40 Fuß breit war. Um die Orientirung zu erleichtern, stand bei jedem Kreuzwege ein Wegweiser für das betreffende Armeekorps.

Außerdem wurde der Uebergangspunkt bei Nußdorf durch einen starken Brückenkopf gedeckt, die abgebrannte Taborbrücke durch eine Floßbrücke ersetzt, deren merkwürdiger Brückenkopf mit Bäumen, Balken und Bretern das Ansehen einer gezimmerten Schanze bot.

Auch am Donaukanal in der Leopoldstadt herrschte die regste Thätigkeit. Der Weg von da in den Prater war durch eine Bretterwand abgeschlossen, hinter welcher sich das Treiben einer Schiffswerfte entfaltete. Unter dem Befehle des Obersten der Garde-Matrosen, Baste, wurde eine Flottille von Donauschiffen mit Segeln, bestehend aus 12 großen und 20 kleinen Fahrzeugen, die erstern mit zwei bis drei Kanonen armirt, erbaut, mit welcher auch durch Ruder gegen Strom und Wind, freilich ziemlich langsam, geschifft werden konnte. Diese Flottille hatte die Bestimmung, zwischen den Inseln zu kreuzen, die Verbindung zu befördern und die vielfältigen Kommunikationen zu decken.

Außer all diesem lagen noch fünf fliegende Brücken hinter Gebüsch und Strauch versteckt, durch Batterien gedeckt, im Angesichte von Enzersdorf in Bereitschaft, fünf Brücken, die in einer Stunde geschlagen werden konnten!!

Wenn man erwägt, daß alle diese Riesenarbeiten in einem Zeitraum von kaum 40 Tagen begonnen und vollendet waren, so muß man die unerschütterliche Ausdauer der französischen Armee, den Eifer der Kommandanten bewundern und das Genie Napoleon's anstaunen.

Als der Mann des Jahrhundertes diese, so lange die Welt steht, noch nicht erreichten, viel weniger übertroffenen

---

*) Die Laternenanzünder wurden von Wien requirirt.

Meisterwerke der Feldbefestigung vollendet hatte, rief er stolz in die Welt hinaus: „Die Donau existirt nicht mehr!“

* * *

Am 1. Juli verlegte Napoleon sein Hauptquartier in die Lobau.

Napoleon's Plan ist, über die Donau zu gehen, den Feind von Ungarn abzuschneiden und gegen Böhmen zu drängen.

Aber der Uebergang seiner Hauptarmee soll nicht von der Lobau, sondern tiefer unten, gegenüber Enzersdorf, stattfinden.

Schon am 30. Juni begann bei der Lobau eine heftige Kanonade, um die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf diesen Punkt zu fixiren und von dem wahren Uebergangspunkte abzulenken. Dieses Feuer wiederholte sich in den nächsten drei Tagen, bis der 4. Juli heranrückte, an welchem Napoleon den Uebergang zu vollführen beschlossen hatte.

Seine Armee zu konzentriren, rückten sämmtliche Korps heran, Oudinot am 1., die Garde am 3. Juli Abends, die Sachsen unter Bernadotte, der Vicekönig mit der italienischen Armee, so wie Davoust langten in der Nacht zwischen dem 3. und 4. Juli an. Die Baiern unter Wrede, dann Marmont und die schwere Kavallerie trafen mit Tagesanbruch des 5. auf der Lobau ein.

Vandamme hielt mit den Nassauern Wien besetzt, und Regnier mit sechs kombinirten Bataillons blieb beim Aufbruch der Armee zur Vertheidigung der Lobau zurück.

Der Erzherzog Generalissimus hatte, seinem Plane gemäß, die Armee in folgende Stellungen vertheilt: Das fünfte Korps Reuß oberhalb Jedlersee bei Strebersdorf, das dritte Korps Kolowrat an dem Bisamberg bei Hagenbrunn, das sechste Korps Klenau statt des Feldmarschall-

Leuterants Hiller *) bei Aspern und Eßlingen, die Avantgarde dieses Korps stand unter Nordmann bei Enzersdorf, Witau hinab gegen die Donau, die Grenadier-Reserve stand hinter Gerarsdorf, Liechtenstein mit der Kavallerie-Reserve zwischen Breitenlaa und Rasdorf, das erste Korps Bellegarde, das zweite Hohenzollern, das vierte Rosenberg hielten die Strecke am Nußbache von Wagram bis nach Markgrafneusiedel.

Nach der offiziellen Relation des Erzherzogs Karl über die Schlacht bei Wagram war der Plan desselben folgender:

„Die Vortruppen sollen nach Maßgabe, als sie der überlegenen Stärke des Feindes bei seinem Uebergange weichen müßten, näher gegen die Stellung der Armee von den Höhen bei Stammersdorf bis Markgrafneusiedel hinter dem Nußbach herangezogen werden, dann aber wollte man durch eine kräftige Offensive, besonders mit dem rechten Flügel auf die Kommunikation des Feindes wirken. — Weil jedoch der linke Flügel der Gefahr ausgesetzt war, umgangen zu werden, so erhielt der Erzherzog Johann, welcher sich mit seiner Armee bei Preßburg, — 9—10 Stunden vom Schlachtfelde entfernt befand, — den Befehl, sofort über Marcheck zur Armee zu stoßen und in Vereinigung mit ihrem linken Flügel gegen den Feind zu operiren.

Die diesfällige Ordre wurde am 4. Juli gegen den Abend ausgefertigt, durch einen Kourier aus dem Hauptquartier abgesendet und war am 5. Juli Früh Morgens um fünf Uhr in den Händen des Erzherzogs Johann. Sie enthielt unter Anderem Folgendes:

„Euer Liebden können gegenwärtig nur wenig Streitkräfte gegen sich haben. Die außerordentliche Stärke des Feindes, die er gegen mich nur durch Schwächung aller

---

*) Varnhagen v. Ense sagt: „Mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war.“

übrigen Posten versammeln konnte, fordert mich auf, Euer Liebden zu befehlen, sogleich nach Empfang dieses Schreibens Ihre Disposition dergestalt zu treffen, daß Sie den Brückenkopf unter dem General Bianchi mit wenig Truppen und etwas Geschütz besetzt halten, mit allen übrigen disponiblen Streitkräften aber, mit Zurücklassung aller Bagage und unnöthigen Trains, sich nach Marchegg auf das rechte Ufer der March in Marsch setzen, um den etwa gegen meine Linke vordringenden Feind selbst in die Flanke zu nehmen, oder sonst nach Umständen zu dem großen Zwecke mitzuwirken u. s. w."

Es war kein Hinderniß denkbar, welches das Eintreffen des Erzherzogs bis am 6. Früh hätte vereiteln können, welcher als der Tag der Schlacht vorausgesetzt war.

Nachdem wir nun die Lage beider Armeen dargestellt, wollen wir die Schilderung des verhängnißvollen Kampfes beginnen.

* * *

Es ist die Nacht vom 4. auf den 5. Juli.

Ein furchtbares Gewitter tobt mit aller nur erdenklichen Strenge.

Der Sturm heult in den Auen, faßt die Locken der Bäume und schüttelt sie wie ungeberdige Kinder; sie ächzen und rauschen, schleudern wüthend Zweige von sich und weinen im ohnmächtigen Grimm grüne Thränen in den Strom; dieser, empört über die dem Feinde zu leistende Dienstbarkeit, wälzt und bäumt sich, drängt Woge an Woge und schlägt schäumend an die verrätherischen Ufer.

Der blaue Himmel ist von Wolkenmassen verdeckt, es hängt ein nachtschwarzes Gewölbe über die Gegend, läßt keinen Stern schauen und kein Hoffnungsbild.

Und als hätten sich oben alle Schleußen geöffnet, so prasselte und strömte der Regen darnieder, als gelte es, in

einer zweiten Weltfluth die sündige Menschheit von dem Erdboden hinweg zu vertilgen.

Und zu dem Donner des Himmels gesellte sich nun noch der Donner der irdischen Machthaber —

Die Franzosen haben den Uebergang begonnen.

Es ist neun Uhr Abends.

Der Mann mit dem eisernen Arm winkt und zweihundert Kanonen beginnen ihr Spiel.

Erde und Himmel zürnen zugleich — Strom und Wald rauscht — das Gewitter rollt — Kanonen donnern — mitunter ein Blitz, die ganze Gegend in ein Flammenlicht tauchend — welch' eine Szene!

Ganz recht!

So mußte das Vorspiel zur Schlacht bei Wagram beginnen!! — — — . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Unter Anführung des Generals Conroux übersetzen 1500 Voltigeure den die Lobau umfließenden Arm, und zwar in jener Gegend, wo er in die Donau mündet.

Der Oberst Baste begleitete sie mit zehn Kanonierschaluppen, um ihre Landung zu beschützen.

Sämmtliche Batterien der Lobau donnern gegen das Marchfeld, ein Theil auf die österreichischen Werke, der andere auf deren Stellungen und namentlich auf Enzersdorf.

Das Feuer wird erwiedert.

Schuß auf Schuß fällt, Kugeln zischen dahin, Bomben und Granaten durchschneiden in feurigen Bahnen die Luft. Die österreichischen Vorposten werden angegriffen und die Franzosen beginnen vor Mühlleiten festen Fuß zu fassen.

Nun werden rasch noch sechs Brücken geschlagen, der Chef des Marinewesens und der Direktor der Brückenequipagen, Dessolles, werfen eine, aus einem einzigen Stück bestehende Brücke über den Flußarm bei der Alexanderinsel in zehn Minuten, und die Infanterie eilt im Geschwindschritt über dieselbe; nebenbei landet der Oberst St. Croix

mit 2500 Mann; indessen donnert die Kanonade ohne Unterlaß, der Donner rollt und das fürchterlichste Gewitter, seit Menschengedenken, wüthet, und begünstigt den Uebergang.

Napoleon, zu Fuß, bald ausgleitend, bald im weichen Boden stecken bleibend, geht von Brücke zu Brücke, und ist Zeuge dessen, was geschieht.

Infanterie, Reiterei und Geschütze defiliren ununterbrochen über die Brücken — die österreichischen Vorposten ziehen sich zurück, das lodernde Enzersdorf beleuchtet auf kurze Frist die rabenschwarze Nacht, bis der Regen die hellen Flammen dämpft; die Franzosen besetzen Mühlleiten und dehnen sich bis gegen Witau aus.

Es war drei Uhr Morgens und bereits standen 40,000 Mann auf dem linken Ufer, während die übrigen Truppen noch immer eiligst nachrückten. Das erste Treffen wurde sogleich gebildet; den linken Flügel nächst der Donau befehligte Massena, den rechten Flügel gegen Witau Davoust und das Centrum Oudinot.

Der Uebergang einer so großen Armee durch so viel Defiliren während einer stürmischen Nacht mit einer solchen Schnelligkeit, Präzision und Ordnung ausgeführt, war das Höchste, was Napoleons Generale leisten konnten, um ihren Eifer und die Geschicklichkeit, mit welcher sie in den Geist des Feldherrn eingingen, zu beweisen.

Vor hundert Jahren hätte man dieß für eine Unmöglichkeit gehalten, selbst Friedrich der Große mit seiner guten Armee würde Bedenken getragen haben.

Dieser Uebergang zwischen Enzersdorf und dem Ausfluß des Lobau-Armes war feindlicher Seits insoferne vortheilhaft, daß er alsogleich in der linken Flanke der Oesterreicher erscheinen, und alle Verschanzungen bei Aspern und Eßlingen unnütz machte, andererseits hatte er aber den Nachtheil, daß sein Angriff, wenn er auch gelang, keine solchen Folgen hatte, als wenn er auf das Centrum oder den rechten Flügel geschehen wäre, und im Fall des Mißlingens

konnte er an die March zurückgeworfen, von seiner Verbindung mit der Donau abgeschnitten und in eine um so verzweifeltere Lage gebracht werden, wenn ihm der Erzherzog Johann mit seiner Armee von Preßburg her im Rücken erschien.

Der Morgen des 5. Juli war herangebrochen.

Der Sturm hatte aufgehört.

Der Himmel war heiter.

Ein frischer Luftzug strich über das Marchfeld.

Die aufgehende Sonne beleuchtete das gelungene Unternehmen Napoleons.

Um vier Uhr begann die Kanonade mit erneuerter Wuth.

Das erste Treffen war kaum formirt, so griff Massena Enzersdorf an, General Nordmann zog sich in der Ordnung zurück; indessen bildete Napoleon das zweite Treffen, welches der Vicekönig Eugen und Bernadotte mit ihren Armeen einnahmen; in's dritte kamen die Garden und die Kavallerie.

Die ganze französische Streitmacht betrug 160,000 Mann, worunter 15,000 Reiter waren und 600 Geschütze.

Der Erzherzog, kaum 100,000 Mann und 410 Geschütze stark, fand es für zweckmäßig, die Schlacht nicht an der Donau, sondern weiter rückwärts anzunehmen, benützte die Zeit des feindlichen Anrückens zum zusammenziehen seiner Kräfte zwischen Stammersdorf und Markgrafneusiedl, um den ersten Stoß abzuwehren, dann aber selbst mit ganzer Macht anzugreifen.

Schon am frühen Morgen dieses Tages wurde ein zweiter Kourier an den Erzherzog Johann abgefertigt, mit dem erneuerten Befehle, sein Eintreffen zu beschleunigen.

Diesem Kourier folgten später noch mehrere.

Napoleon hatte sein Hauptaugenmerk auf Wagram, als den linken Flügel der Oesterreicher gerichtet, dessen

äußerste Spitze durch einen alten Thurm bei Markgrafneusiedel bezeichnet war.

Nachmittags hatte sein rechter Flügel Glinzerndorf, die Mitte Rasdorf erreicht; der linke Flügel stand immer noch bei Aspern. Inzwischen neigte sich der Tag, die auf dem linken Flügel heranrückenden Korps waren noch zu entfernt, daher ließ Napoleon durch Eugen, Oudinot, Macdonald und Bernadotte das Centrum angreifen.

Die Kolonnen rückten immer näher heran, mit ihnen der Kampf — die erhöhte österreichische Stellung gewährte von oben den Anblick des furchtbarsten Kampfes.

Der Generalissimus ließ das Fußvolk sich auf den Boden legen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wirklich selten, doch beim Näherrücken stellte sich die Mannschaft in's Gewehr, der Erzherzog sprengte aufmunternd durch die Reihen und erwartete den sich zum Sturm bereitenden Feind.

Parbarsdorf, so wie überhaupt alle auf dem Schlachtfelde liegenden Dörfer stehen bereits in Flammen, Eugen und Macdonald dringen rechts und links von demselben über den Nußbach ein, ein heftiger Kampf entspinnt sich, der feindliche Stoß wirft die Regimenter Rainer, Vogelsang und Argentau in's zweite Treffen, das Korps Bellegarde steht in äußerster Gefahr, aufgerollt und auseinandergesprengt zu werden, da eilt der Erzherzog herbei, eine höhere Spannung voll kühnen Muthes durchglüht sein Antlitz; er ordnete die Truppen, das Regiment Erbach dringt aus dem zweiten Treffen in Divisionsmassen mit heldenmüthiger Tapferkeit vor, der Erzherzog Karl im dichtesten Kugelregen an der Spitze, die anderen Bataillone schließen sich an, der vorgedrungene Feind wird mit mächtigem Angriff erfaßt, ein mörderisches Gefecht entspinnt sich.

„Tirez au General!“ *) ruft ein französischer Schütze seinem Gefährten zu und weist auf den Generalissimus.

Einer aus seinem Gefolge hört den Ruf und sieht in demselben Augenblicke das Aufstauben an der Schulter des Feldherrn.

Besorgt sagte er leise zu dem Prinzen: „Monsieur, vous étes blessé!“ **)

Der Erzherzog sah ihn strafend an und erwiederte: „Ce n'est pas le moment de le dire!“ ***)

Die Gefahr ist abgewendet.

Die Feinde werden zurückgedrängt, und mit Hülfe der Kavallerie hinter den Nußbach zurückgeworfen; vergebens ist die Unterstützung seiner Reiterei, Fürst Hohenzollern mit seinen Husaren und Chevauxlegers rennt sie nieder, eine halbe Batterie schmettert einen Hagel von Kartätschen in ihre linke Flanke, ihr Verlust ist groß.

Ueberall, wo der Kampf am heftigsten, ist der Generalissimus, ein französischer Offizier, der ihm zuruft, sich gefangen zu geben, wird niedergehauen, Hauptmann Winterfeld vom Regimente Vogelsang durchsticht einen Soldaten, der eben ganz nahe auf den Prinzen angelegt hatte.

Der Erzherzog verlieh auf der Stelle mehrere Belohnungen an die Tapfersten, das Regiment Erbach erhielt das Vorrecht, für alle Zeiten den Grenadiermarsch schlagen zu dürfen.

Nicht glücklicher ist Oudinot, der Parbarsdorf zu wiederholten Malen angriff; er wurde immer von dem General Hardegg abgewiesen; umsonst zieht Macdonald die Reserve-Bataillone herbei, sie werden geworfen und von dem Regimente Vincent bis in die Ebene verfolgt.

---

*) Schieß nieder den General!

**) Mein Herr, Sie sind verwundet!

***) Jetzt ist nicht der Augenblick, es zu sagen.

Davoust's Angriff auf das Korps Rosenberg bei Markgrafneusiedel, mit einer heftigen Kanonade eröffnet, mißlang troß des muthigsten Angriffes; das Dorf blieb in der Gewalt der Oesterreicher.

Bernadotte's Angriff auf Wagram war schon gelungen, General Hamelinaye drang schon an der Spiße von drei sächsischen Bataillonen in das Dorf; da zieht der Erzherzog aus der Mitte, nach der oben abgewendeten Gefahr, Verstärkungen herbei und reiniget Wagram vom Feinde; ein Mißverständniß, wodurch die Sachsen auf einander Feuer gaben, beschleunigt das Unternehmen.

Den ganzen Nachmittag und Abend hindurch hatte auf der großen Ebene des Marchfeldes der fürchterlichste Kampf gewährt; die Strecke zwischen Enzersdorf, Stammersdorf und Wagram, beinahe ein regelmäßiges Dreieck, war in Rauchwolken gehüllt, die lodernden Dörfer, der Pulverdampf, so wie die Gluth des Tages lagen drückend auf den Kriegern, Hunderttausende wetteiferten im fürchterlichsten Kampfe, über 1000 Kanonen donnerten fast ohne Aufhören, die Erde erbebte von dem gewaltigen Getümmel, in dem nahen Wien vernahm man nicht nur die einzelnen Schüsse, sondern ein ununterbrochenes Rollen, und selbst in dem fernen Tirol stiegen Hirten an demselben Tage von den Alpen hernieder und erzählten, wie sie in weiter Ferne eine Kanonade vernommen.*)

Die Nacht ist schon herangebrochen.

Es ist gegen die eilfte Stunde.

Das Feuer verhallt.

Das Morden nimmt ein Ende.

Die brennenden Dörfer liegen wie riesige Kohlenmeiler, aus denen es raucht und flammt, auf der Ebene zerstreut.

Die Oesterreicher haben ihre Stellung behauptet.

---

*) Siehe Hormayr's: Tirol im Jahre 1809.

4 *

Der Feind steht dort, wo er schon am Nachmittage gestanden.

Die erschöpften Heere liegen sich wie zwei ausruhende Löwen gegenüber.

Der Sternenhimmel hängt tröstend über Verwundete und Sterbende.

Dieß ist der erste Tag der Schlacht bei Wagram!

* * *

Das österreichische Hauptquartier befand sich in einem vom Brande verschonten Hause zu Wagram.

Dort entwarf der Erzherzog die Disposition für den folgenden Tag. Diese war folgende:

Klenau und Kolowrat (das sechste und dritte Armeekorps) sollten um ein Uhr von Stammersdorf aufbrechen, sich mit Prohaska (Grenadierreserve), welche um drei Uhr von Süßenbrunn geht, in Verbindung setzen, Massena angreifen, und so die ursprüngliche Bestimmung des rechten Flügels erfüllen.

Bellegarde (erstes Armeekorps) soll um vier Uhr, an den Nußbach gelehnt, auf Aderklaa marschiren und mit einem Theile Wagram und die Höhe hinter dem Orte besetzen.

Lichtenstein (Kavallerie-Reserve) rückt zwischen Aderklaa und Süßenbrunn, und erhält die Verbindung mit Prohaska und Bellegarde.

Hohenzollern (zweites Armeekorps) hat seine Stellung am Nußbache auf das Hartnäckigste zu vertheidigen, und nach Maß der Fortschritte Bellegarde's mit ganzer Front den Nußbach zu überschreiten und vorzurücken.

Rosenberg (viertes Armeekorps) steht bei Markgrafneusiedel, bildet die äußerste Linke, hat sich mit dem erwarteten Erzherzog Johann in Verbindung zu setzen, und gegen die feindliche Rechte zu operiren.

Reuß (fünftes Armeekorps) hat den Spitz, die schwarze Lacke und die übrigen vom Feinde an der Donau bedrohten Posten zu halten, und bekommt vom dritten Armeekorps eine Brigade und eine Batterie auf der Höhe von Stammersdorf zur Unterstützung.

Sämmtliche Korps sollen trachten, um vier Uhr, als der Stunde des Angriffes, auf ihren Bestimmungsorten anzulangen und den Kampf zu eröffnen.

Die tiefste Stille wurde anbefohlen, jedes Schießen auf unwirksame Entfernung strengstens untersagt.

Die Schlachtordnung der Infanterie war die vom Erzherzog Karl eingeführte, in Bataillonsmassen, weil die hiedurch bei achtzehn Glieder Tiefe bildenden Vierecke gegen Reiterangriffe eine Reihe undurchdringlicher Körper bilden und im Voranstürmen diese leicht zersprengen.

Der ganze obige Plan war berechnet, den Feind von der Lobau abzuschneiden und in der Ebene zu schlagen.

Um zwei Uhr Morgens wurden die Befehle an den Erzherzog Johann abermals erneuert.

— — — — — Kaiser Napoleon hatte sein Hauptquartier östlich von Rasdorf.

Vor ihm zwischen Rasdorf und Glinzerndorf bivouakirte die ganze Garde, die Baiern unter Wrede, und Marmont mit seinem Korps. Bernadotte hielt bei Aderklaa, der Vicekönig bei Parbarsdorf, Oudinot lag vor Neusiedel, Davoust bei Glinzerndorf; die äußerste Rechte bildeten Montbrun, Grouchy und Pully, Massena hielt Breitenlaa und Aspern.

Napoleon noch erzürnt über den mißlungenen Angriff, der für ihn, wenn dem Erzherzoge frische Truppen zu Gebote gestanden wären, verderblich hätte werden können, warf die Schuld dessen auf Bernadotte, der Wagram zu spät angegriffen, und solcher Weise die Schlacht unentschieden ließ; er beschloß daher den Versuch des vorigen Abends zu erneuern, aber mit größerer Macht und Vorsicht.

Er konzentrirte mehr seine Kräfte; Massena mußte, mit Ausnahme der Division Boudet, die in Aspern zurückblieb, mit ganzer Stärke gegen Aderklaa rücken, daselbst Bernadotte ablösen, der sich Rasdorf nähern sollte, Davoust mußte von Glinzerndorf gegen die Mitte rücken und diese verstärken.

Beide Heere suchten den Plänen ihrer Führer nachzukommen.

Die Nacht verfloß.

* * *

Der Tag des 6. Juli bricht an.

Die vierte Stunde schlägt.

Der Angriff von österreichischer Seite soll beginnen.

Der Kampf soll sich erneuern, jener Kampf, von dessen Entscheidung das Schicksal so vieler Millionen abhing, jener Kampf, in dessen Wagschalen ganze Länderstriche lagen.

Die ersten Kanonenschüsse fallen bei Neusiedel.

Rosenberg rückt mit dem vierten Armeekorps in drei Kolonnen vor und stößt mit Davoust, der eben nach der Mitte rücken will, zusammen.

Napoleon vernahm mit Staunen, daß er selbst angegriffen sei, eilt mit den Kürassierdivisionen Nansouty und Arighi und der ganzen „Garde zu Fuß" herbei.

Der Kampf droht ein hartnäckiger zu werden; da erhält Rosenberg vom Generalissimus den Befehl, den Kampf einzustellen und in die ursprüngliche Stellung zu rücken, da die übrigen weit entlegenen Korps, das dritte und sechste, bei denen die Disposition zu spät angelangt war, noch zu weit entfernt seien und er der Uebermacht erliegen müßte, da sich von dem Heranrücken des Erzherzogs Johann noch keine Spur zeige.

Rosenberg kommt der Ordre nach, allein den heftig entbrannten Kampf plötzlich einzustellen, ist nicht möglich; Napoleon bemerkt die Stockung, benutzt sie, zwingt die Oesterreicher, den Nußbach mit bedeutendem Verlust zu überschreiten, übergibt Davoust den Auftrag, Markgrafneusiedel zu nehmen und eilt mit der Garde und den Kürassieren auf das Centrum zurück.

Gleichzeitig mit Rosenberg defilirt Bellegarde auf Aderklaa, vertreibt die Sachsen und besetzt das Dorf, zwingt durch sein Geschützfeuer den linken Flügel des Vicekönigs in etwas zurück, die Grenadierreserve erscheint ebenfalls bei Süßenbrunn, Klenau und Kolowrat rücken in ihren Richtungen nach.

Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie.

Napoleon durchritt im Galopp die Fronten seiner Truppen, munterte sie durch Zuruf auf und wird mit freudigem Zuruf empfangen.

Das verlorne Aderklaa muß wieder erobert werden, denn von hier aus will er die Mitte des Centrums durchbrechen.

Massena langt mit seinem Korps gerade an.

Der Marschall, durch einen Sturz vom Pferde zum Reiten unfähig, sitzt in einem Wagen.

Der Kaiser eilt auf ihn zu, umarmt ihn, und befahl ihm, Aderklaa anzugreifen.

Unwillkürlich entsann er sich seines Gespräches mit Rapp, wo er bei Gelegenheit des verwundeten Lannes die Behauptung ausgesprochen hatte, daß ein Feldherr in einer Sänfte seinen Soldaten ein lächerlicher Gegenstand sein müsse.

Der Zufall führte ein Ereigniß herbei, welches ihn vom Gegentheil überzeugen sollte.

Massena befiehlt dem General St. Cyr, sich an die Spitze einer Division zu stellen, und folgt mit dem Wagen dem Angriffe. Dieser mißlingt, Kolowrat und Klenau eilen,

die feindliche Linke bedrohend, heran, Massena stellt sich selbst an die Spitze und erstürmt das Dorf, der Erzherzog und General Bellegarde eilen herbei, stellen durch aufmunternden Zuruf die Ordnung wieder her, werfen den Feind, zwei französische Regimenter werden hier fast ganz aufgerieben und vier Fahnen erobert.

Aderklaa wird erstürmt.

An der Stelle des verwundeten Generals Stutterheim wurde dem Erzherzog Ludwig die fernere Vertheidigung des Dorfes übertragen.

Napoleon, nicht wissend, daß seine Truppen das Dorf wirklich erobert hatten, soll mehrmals ausgerufen haben: „Wär' ich doch nur einige Minuten im Besitze von Aderklaa gewesen!"

Kolowrat und Klenau (dritte und sechste Armeekorps) waren indessen gegen Hirschstetten und Breitenlaa vorgerückt, die zur Vertheidigung Asperns zurückgelassene Division Boudet wird hinter Eßlingen gedrängt, Aspern besetzt und neun Kanonen erobert.

So bildete gegen 10 Uhr Vormittags der österreichische rechte Flügel eine zusammenhängende Linie, welche von einer furchtbaren Artillerie unterstützt, sich von Aderklaa bis herab gegen Aspern und Eßlingen dehnte, die feindliche Linke mit Uebermacht umspannte und unaufhaltsam von der Donau hinweg drängte.

Kaiser Napoleon stand mit seiner über 40,000 Mann starken Reserve noch immer unbeweglich bei Rasdorf, erkannte, daß der Erzherzog bereits seine ganzen Kräfte aufgerollt und seine Reserven erschöpft hatte, und beschloß jetzt eine Aenderung seines anfänglichen Planes.

Massena muß links gegen Kolowrat schwenken, seine Stelle nehmen Macdonald und der Vicekönig ein. Marschall Bessieres führt sechs Kürassier-Regimenter ins Gefecht. Die Oesterreicher halten den Andrang aus, der Sturm ist mörderisch.

Da ruft Napoleon: „Soixante Pieçes en avant!"

Und sechs zwölfpfündige Fuß- und vier Kavallerie-Batterien fahren auf.

Noch 40 Piecen! erscholl der Befehl des Kaisers.

Und noch 40 Kanonen fahren auf halbe Schußweite in die Linie — die jetzt fast eine Viertelmeile einnimmt.

Hundert Kanonen in einer Reihe beginnen zu spielen, und die Oesterreicher stürmen!

Kugeln, Granaten, Kartätschen regnen auf die Bataillone, vergebens suchen sie im Sturm die Kanonen zu erobern — sie müssen weichen!

Aber ein Theil der feindlichen Kanonen und die Bespannung ist verloren.

Napoleon im dichtesten Kugelregen steht unerschütterlich zwischen Rasdorf und Aderklaa.

Durch den mehrmaligen Wechsel der Truppen ist die Ordnung seines Centrums gestört; er läßt sie herstellen und hält den Thurm von Markgrafneusiedel fest im Auge.

So wie er dorthin, sah der Generalissimus gegen die March; mit welcher Sehnsucht er die italienische Armee erwartete, ist leicht zu ermessen, wenn man erwägt, wie er von der Wichtigkeit des Tages durchdrungen war.

Aber der Erzherzog Johann kam noch nicht.

Kouriere auf Kouriere wurden in jene Richtung entsendet.

Napoleon behauptete noch immer seinen Standpunkt.

Ein Adjutant sprengte heran.

Sire! Die Division Boudet ist in die Lobau zurückgeworfen und hat ihr Geschütz verloren.

Schon gut! erwiederte der Kaiser ruhig, ohne sein Objekt aus dem Auge zu lassen.

Nach einigen Augenblicken kommt ein zweiter Adjutant.

Sire! Das feindliche Geschütz feuert schon im Rücken unserer Kolonnen.

Napoleon nickte bejahend, ohne eine Antwort zu ertheilen.

Eine neue Meldung kam von Massena.

Sire! Der rechte Flügel der Feinde gewinnt immer mehr Boden!

Laßt sie gewinnen! entgegnete Napoleon ruhig, ohne den Thurm bei Markgrafneusiedel nur einen Moment aus den Augen zu lassen.

Jetzt blitzt es rechts von Markgrafneusiedel auf.

Eine fürchterliche Kanonade entwickelt sich auf jenen Höhen.

Ist das nicht Davoust auf jener Höhe? fragte der Kaiser gespannt.

In diesem Augenblicke rast ein Adjutant im Karriere heran.

Sire! Marschall Davoust hat die Höhe bei Neusiedel gewonnen, unser Geschütz überflügelt die Flanke der Feinde.

Napoleons Auge blitzt in freudiger Gluth.

Der Augenblick der Schlacht ist erschienen.

Jetzt ist es Zeit! ruft er.

Der österreichische linke Flügel soll umgangen werden.

Massena muß den rechten Flügel angreifen; eine zweite Kolonne bricht aus der Mitte bei Rasdorf, schließt sich bei Glinzerndorf an Davoust, 64 Kanonen unterstützen den Angriff, ein furchtbarer Kampf entspinnt sich, Neusiedel wird gestürmt.

Solcher Uebermacht ist Rosenberg nicht gewachsen; trotz dem Heldenmuthe der tapferen Schaaren, trotzdem, daß er mit seinen erschöpften Truppen bereits mehrere Stürme abgeschlagen, so war doch jede Mühe vergebens, Davoust hatte hier beinahe den dritten Theil des ganzen französischen Heeres beisammen, das Dorf lodert in Flammen auf, die Division Morand greift den Thurm an und setzt sich in demselben fest; der Prinz von Hessen-Homburg hält noch den rechten Flügel — jetzt war der letzte Augen-

blick, in welchem die Ankunft des Erzherzogs Johann das Verderben abwenden, ja sogar noch einen Sieg hätte herbeiführen können!

Das Loos eines erschöpften, im heldenmüthigen Kampfe ermatteten Heeres, das Schicksal der ganzen Monarchie hing von seinem Erscheinen ab!

Aller Blicke waren mit Bangen gegen die March gekehrt.

Der Generalissimus spähte immer nach den östlichen Anhöhen.

Welch' eine verhängnißvolle, athemlose Spannung!

Alles vergebens!

Der Erzherzog Johann kam nicht!!!

Die Schlacht sollte verloren sein!

Der linke Flügel wurde immer mehr und mehr in die Flanke genommen, eine ihm zugekommene Verstärkung reichte nicht hin, das Unglück abzuwenden.

Der Kampf der Oesterreicher ist nunmehr eine Aufopferung.

Napoleon sah kaum das Feuer hinter dem Thurme von Neusiedel, so rief er freudig aus: Die Schlacht ist auf allen Punkten gewonnen!

Und sie war es auch.

Massena, Macdonald und Oudinot erhalten den Befehl, das feindliche Centrum zu durchbrechen und die Straße von Mähren zu gewinnen.

Das furchtbare Quarré dringt zwischen Breitenlaa und Aderklaa.

Es ist ein Uhr Nachmittags!

Der Generalissimus ertheilt den Befehl zum Rückzuge.

Dieser geschah in Ordnung und in einer wahrhaft imponirenden Haltung, welcher ganz der Tapferkeit entsprach, mit welcher in dieser zweiten Riesenschlacht gefochten wurde.

Der weitere Rückzug geschah in schlagfertiger Haltung, und zwar nicht gegen Brünn, sondern gegen Znaym.

Der Gesammtverlust der Oesterreicher betrug 24,000 Mann und neun demontirte Kanonen.

Die Franzosen verloren gegen 30,000 Mann, 12 Geschütze und 12 Adler.

Die Generäle Nordmann, d'Aspre, Vukasowich waren uuter den Todten, der Generalissimus und noch 12 Generäle unter den Verwundeten.

Von feindlicher Seite blieben drei Generäle; Marschall Bessieres nebst 20 Andern waren verwundet.

Dieß ist der zweite Schlachttag von Wagram!

*
* *

Um vier Uhr Nachmittags langten die Vortruppen des Erzherzogs Johann bei Siebenbrunn an; da aber die Schlacht schon verloren war, so rückte er nicht näher heran, sondern zog sich wieder unverfolgt über die March zurück. Sein Erscheinen zur rechten Zeit hätte für das französische Heer unausbleiblich verderbliche Folgen haben müssen, denn Napoleons Anordnungen zeigen hinlänglich, daß er von dieser Seite keine Gefahr erwartete, da die österreichisch-italienische Armee auf keinen Feind gestoßen war, der den Auftrag gehabt hätte, sie aufzuhalten, oder nur zu beobachten.

Daß Hauptquartier des Generalkssimus war gleich nach der Schlacht in Gellersdorf.

Die Gefühle des Feldherrn nach einer verlornen Schlacht, nach dem Verluste einer solchen Schlacht lassen sich leicht ermessen.

Nach so angestrengten Vorbereitungen, nach so einer heldenmüthigen Aufopferung, nach einer schon gewonnenen Hauptschlacht dennoch geschlagen!

Die Armee im vollen Rückzuge, dieselbe Armee, deren Ruhm seit den Tagen von Aspern in ganz Europa erscholl, dieselbe Armee, welche damals ihm und sich den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirn gewunden hatte, dieselbe Armee,

welche zu den hoffnungsvollsten Erwartungen berechtigte, auf deren Thun Millionen nach Freiheit lechzende Menschen blickten, an deren Sieg das Heil von Nationen hing, dieselbe Armee war jetzt überwunden, geschlagen, das Vaterland der Willkür eines ergrimmten Siegers preis gegeben, Oesterreich's Schicksal in Napoleons Hand!!

Im Armeebefehl vom 7. Juli werden die Schattenseiten dieses Tages zum Theil enthüllt, und der Leser erhält aus demselben ein schwaches Bild des bitteren Grimmes, der sich in den gerechten Worten des Erzherzogs kund gibt.

Diese lauteten:

„In der gestrigen Schlacht haben die Truppen des linken Flügels der Erwartung nicht entsprochen, zu welcher ich berechtiget war, nach der Hoffnung, die ich der Wichtigkeit des Tages zu Folge auf ihre Stärke und ihre vortheilhafte Stellung setzte.

„Diesen Truppen muß man den unglücklichen Erfolg der Schlacht zuschreiben; da die Verwirrung unter derselben allgemein war, so wurde der Rückzug zu schnell und in Unordnung gemacht. Ich bin (einige Ausnahmen abgerechnet) mit der Infanterie ganz und gar nicht zufrieden, mehre Regimenter setzten sich zu früh in Bewegung, und fingen ohne Ursache an zu feuern. Die Herren Offiziere konnten es nicht dahinbringen, diese Massen aufzuhalten, die nun in Unordnung flohen und immer mehr Terrain verloren. Das verwirrte Geschrei übertönte die Stimme der Befehlenden.

„Wenn die Befehlshaber ihre Truppen daran gewöhnt hätten, zu schweigen, und nur dafür allein zu sorgen, daß ihre Befehle befolgt werden, so würde diese Zerrüttung nicht solche Unfälle nach sich gezogen haben.

„Das Regiment, das sich künftig auf solche Weise betragen wird, soll decimirt*) und der Ueberrest unter andere Regimenter vertheilt werden; der Kommandant wird kassirt und

*) Der zehnte Mann hingerichtet.

die übrigen Offiziere abgesetzt. Das Lärmgeschrei unter den Truppen soll bei Todesstrafe verboten sein, sie sollen bloß allein nach dem Kommando oder nach dem Trommelschlage handeln. Bei den meisten Regimentern stellten sich die Tambours mit der Musik außerhalb der Schußweite; die Herrn Befehlshaber der Corps werden dafür sorgen, daß sie alle sogleich wieder ihre Posten einnehmen, und daß die Truppen nicht zu früh und nicht in zu großer Entfernung feuern, wodurch dann das Feuern auf der ganzen Linie veranlaßt wird.

„Der General Riese hat sich bei Enzersdorf nicht gut betragen; am 6. sah ich ihn an der Spitze seiner Truppen. Er hat meine Angriffsbefehle nicht befolgt und soll aus dem Dienste Sr. Majestät entlassen werden.

„Die Unordnung, welche noch unter den Truppen herrscht, beweist, daß die Offiziere des Generalstabes Nichts bewirken können. Ich werde ein Exempel statuiren, ich werde diejenigen Stabsoffiziere, deren Truppen nicht beisammen sind, kassiren und verabschieden, je nachdem es die Umstände erfordern. Es ist eine Schande für die Armee, daß man auf allen Straßen und in allen Dörfern so viele Nachzügler und Marodeurs findet.

Karl,
Generalissimus."

Während der Erzherzog auf diese Weise seiner gerechten Entrüstung freien Lauf ließ, ließ es Kaiser Napoleon, der Augenzeuge der Großthaten seiner Armee war, nicht an Belohnungen fehlen.

Nach dem Ausspruche Pellets*) hat die Schlacht, obwohl gewonnen, dennoch den Erwartungen Napoleons nicht ganz entsprochen.

---

*) Der französische Kriegsgeschicht-Schreiber.

Bernadotte, der schon früher bei Austerlitz, Jena und auch bei Than Anlaß zu Klagen gab, hat am 5. Wagram zu spät angegriffen und am 6. Aderklaa zu früh verlassen.

Napoleon ernannte drei Marschälle auf dem Schlachtfelde: Oudinot, Marmont und Macdonald.

Letzterer war wegen Mißhelligkeiten längere Zeit schon vom Kaiser geflissentlich übersehen worden.

Als ihm aber nun Napoleon die Hand reichte und ihn in Gegenwart der Truppen und des ganzen Generalstabes umarmte, brach der neue Marschall gerührt in Thränen aus und rief in dem Erguß eines dankbaren Herzens:

Sire! Ich gelobe Ihnen von nun an, die aufrichtigste Treue!

Ein Aufruf an die Armee bezeugte ihr die Zufriedenheit des Kaisers, besonders lobte er die Artillerie, das Genie- und Pontonnier-Korps, die durch ihre unermeßlichen Arbeiten all' diese Wunder vorbereitet hatten.

Als er am Tage nach der Schlacht die Armee von Italien musterte, sagte er zu den Soldaten: Ihr seid brave Leute, Ihr habt Euch alle mit Ruhm bedeckt!

Die Truppen brachen in den Jubelruf aus: „Vive l'Empereur!“

Napoleon eilte nun vor, um die Verfolgung der sich zurückziehenden Oesterreicher zu leiten.

---

## III.

Während diese weltgeschichtlichen Begebenheiten unsere Aufmerksamkeit an das Schlachtfeld fesselten, ereigneten sich

in Wien Szenen, die mit einer traurigen Katastrophe endeten, und deren Schilderung wir um so weniger übergehen können, da die Betheiligten uns bereits bekannte und befreundete Personen sind.

Wir betreten wieder das Haus des Vergolders Geiger, und finden Rosa, bereits genesen, in strengster Zurückgezogenheit lebend.

Die Sehnsucht nach Hermann war jetzt das Einzige, was sie beunruhigte, und es bedurfte sehr oft des liebevollsten Trostes von Seite Ernestinens, um die Jungfrau vor einem tieferen Kummer zu bewahren, der auf sie nur nachtheilig hätte wirken können.

An einem Abende saßen die beiden Mädchen beisammen.

Ernestine war eben vom Spittelberg gekommen, wo sie bei Thells Mutter zu Besuch gewesen war.

Sie haben sich lange aufgehalten! begann Rosa, nicht ohne leisen Vorwurf.

Sie wissen, liebe Freundin, entgegnete Ernestine, daß man von Frauen nicht so leicht fortkommt; da gibt es immer eine Menge zu fragen, zu antworten und zu erzählen. Die Mutter meines Geliebten macht von allen Andern keine Ausnahme, und ist eben so neugierig, wie wir Alle es sind.

Haben Sie etwas Neues erfahren?

Nichts von Bedeutung; doch halt, eine Kleinigkeit; es ist zwar etwas, daß Sie wenig interessiren wird, was ich Ihnen aber doch mittheilen muß. Meine künftige Frau Schwiegermutter hat mir es mit wichtigem Erstaunen mitgetheilt: Vor einigen Tagen war in der Stadt die öffentliche Versteigerung der Hinterlassenschaft eines in der Schlacht bei Aspern gebliebenen französischen Generals; bei dieser Gelegenheit hat die Trödlerin Konrad sämmtliche Pferde und Wagen gegen einen sehr billigen Preis an sich gebracht —

Ist es möglich?

Es ist so, man staunt allgemein über diesen Einfall der Frau und ist begierig, was sie mit den Equipagen anfangen wird —

Rosa lächelte und meinte: Wie ich die Frau kenne, so glaube ich kaum, daß sie etwas Anderes im Sinne haben mag, als eine Spekulation; ich wünsche, daß sie ihr gelingen möge!

Peter Thell trat bald darauf in die Stube.

So spät, junger Herr? fragte Ernestine nach dem gewöhnlichen Gruße; ich war bei Ihrer Frau Mutter und hatte nicht die Ehre, Sie anzutreffen.

Mein Fräulein! entgegnete Thell in demselben scherzhaften Tone, ich bedaure, nicht gegenwärtig gewesen zu sein und melde Ihnen ganz ergebenst, daß ich morgen auf dem Spittelberg die Wache beziehe, daher ich heute für mich und meine Mannschaft von der Behörde die Waffen holen mußte, die, wie Sie wissen, nach jedesmaligem Dienste abgegeben werden müssen.

Sehr wohl, Herr Kommandant! Ihre Rechtfertigung wird als gültig anerkannt.

Damit flog sie dem Geliebten an den Hals und küßte ihn herzlich.

Die jungen Leute ließen sich nun nieder, und Thell erzählte Manches, was er in der Stadt vernommen.

Unter Anderem, liebe Rosa, wendete er sich an diese, habe ich Ihnen zu verkünden, daß Penzing eine ganz neue Art von Einquartierung bekommen hat; die Franzosen haben auf der fürstlich Esterhazyschen Herrschaft Kitthen in Ungarn sämmtliche Schafherden von echt spanischer Race in Beschlag genommen und mit noch einigen tausend Kriegsgefangenen nach Penzing gebracht.

Kriegsgefangene? rief Rosa erschreckt.

Ja, aber von der Armee des Erzherzogs Johann, aus der Schlacht von Raab; außerdem sind 80 Wagen mit

blessirten Franzosen angelangt, die Zahl der Kranken in den Spitälern hat die Zahl von 20,000 bereits überstiegen.

Mein Himmel! Wird denn dieß Morden nicht bald ein Ende nehmen?

Vor der Hand, entgegnete Thell traurig, ist noch keine Hoffnung hierzu; die Riesenarbeiten der Franzosen an der Donau zeigen, daß wir bald noch eine Hauptschlacht zu erwarten haben. Gestern hat ein französischer Offizier vier bekannte Herren mit sich in die Lobau genommen, um ihnen die Schanzen zu zeigen. Dort wurden sie trotz ihrer Betheuerungen als Spione festgenommen und gefesselt in's hiesige Stockhaus gebracht.

Man hat sie hier wohl wieder freigelassen?

Leider nicht; ich hörte in der Stadt erzählen, daß sie bereits erschossen seien.

Die beiden Mädchen schauderten.

So unschuldig! rief Rosa.

Es ist schrecklich! entgegnete Ernestine, ein so gewaltsamer Tod —

In Kriegszeiten ist so etwas leicht möglich: heute roth, morgen todt!

Der Himmel möge Jeden vor solch gräulichem Loos bewahren! sagte Thell's Verlobte; bei gesundem Körper mit dem Bewußtsein der Schuldlosigkeit den gewissen Tod erwarten zu müssen, solch' eine Stunde, glaube ich, müßte Alles sühnen, was der Mensch im Leben verschuldet.

Sprechen wir nicht davon, liebe Ernestine, bat Thell; wozu uns mit solchen Gedanken quälen, die leidige Wirklichkeit hat ohnedem des Traurigen genug.

Sie haben Recht, antwortete Rosa, lassen Sie uns an eine bessere Zukunft denken.

Das Gespräch gewann nun eine freundlichere Richtung, denn man machte Pläne, wie man sich in der Folge einrichten, wie man, wenn Hermann wiedergekehrt sein würde, in traulicher Eintracht beisammen leben und in echt bürger-

licher Thätigkeit und Zufriedenheit die kommenden Tage verleben werde.

Die heranbrechende Nacht machte dem freundschaftlichen Beisammensein ein Ende, und Thell begab sich nach Hause.

Am nächsten Morgen bezog er als Kommandant die Bürgerwache am Spittelberg.

In den kaiserlichen Stallungen befanden sich österreichische Kriegsgefangene.

Sie waren dort eingeschlossen und von einigen Franzosen beaufsichtigt.

Da die Armen kaum das Nothwendigste erhielten, um ihr Leben zu fristen, so versuchten sie es, die Fenster zu erklimmen, und flehten die Milde der Vorübergehenden an, indem sie ihnen ihre Noth klagten.

Einige Bürger beschenkten sie und ließen sich mit ihnen in ein Gespräch ein.

Zu diesen gesellten sich noch Andere, das Häuflein wurde immer größer und vermehrte sich in kurzer Zeit so, daß bereits mehrere Hunderte vor dem Gebäude standen und die Klagen der Gefangenen mit anhörten.

Der Unwille der Wiener über die harte Behandlung gab sich deutlich zu erkennen.

Machen die Franzosen deßwegen Gefangene, um sie verschmachten zu lassen! rief der Eine.

Wir thun Alles für ihre Blessirten und Kranken, und sie lassen unsere Brüder verhungern!

Ist das menschlich gehandelt?

Solche Ausrufungen waren nur geeignet, den immer mehr anschwellenden Haufen aufzuregen und der französische Offizier sandte fluchend nach der Bürgerwache.

Peter Thell mit seiner Mannschaft erschien.

Vertreiben Sie dieses Gesindel! heischte ihm der Offizier zu, der zufällig deutsch konnte.

Was, Gesindel? rief ein Wiener, wir sind Bürger, und in Wien gibt es kein Bürgergesindel —

Gesindel? schrie ein Anderer. Herr Offizier! Sie müssen nicht glauben, daß Sie, weil Ihr Kaiser jetzt auch unser Herr ist, ein Recht haben, uns zu beschimpfen.

Da schaut's her, brummte ein Anderer, aber so leise, daß ihn der Franzose nicht hören konnte, der redet von „Gesindel“, er glaubt wahrscheinlich, er ist in Paris —

Wo man dem König den Kopf abschlägt! setzte ein Anderer hinzu.

Und ein vorlauter Bursche begann in dem bekannten Ausrufertone mit überlauter Stimme zu schreien: Die ganz neue Beschreibung, die wir erst kriegt hab'n, von dem großen Gesind'l, das jetzt bei uns in Wien —

Er kam nicht weiter, denn einer der Bürger versetzte ihm eine derbe Ohrfeige und jagte ihn von dannen.

Der Taugenichts ergriff die Flucht und ergänzte seinen Ausruf erst in der Ferne.

Der Offizier wurde mit jedem Augenblicke zorniger und schrie dem jungen Bürgerkommandanten zu: Jetzt machen Sie dem Auflauf ein Ende!

Die Menge wuchs mit jedem Momente.

Thell wandte sich an einen Anwesenden und fragte um die Ursache der Versammlung.

Viele Stimmen erhoben sich zugleich.

Wir thun ja nichts —

Wir haben nur die Klagen unserer gefangenen Brüder angehört —

Sollen auch wir sie verhungern lassen?

Ist es ein Verbrechen, wenn wir mit einem österreichischen Soldaten reden?

So ging es eine Weile fort.

Herr Offizier, kehrte sich Thell zu dem Franzosen, ich kann Sie versichern, die Leute haben nichts Böses im Sinne. —

Dieß ist mir ganz gleich! Hier ist nicht der Ort, sich zu versammeln; es ist eine Zusammenrottung. —

Was fällt Ihnen bei?

Thun Sie Ihre Schuldigkeit, ich befehle es Ihnen!

Thell wurde glühend roth, sein früherer Unwille ging in Zorn über, — er blickte den Offizier finster an, wendete sich zu der Menge und sprach: Geht, geht, liebe Leute, Ihr seht ja, man will nicht, daß Ihr hier bleibt.

Einige leisteten dieser Anordnung Folge, die Meisten blieben.

Der Offizier, hiermit nicht zufrieden, fuhr in seiner früheren Weise fort: Wenn sie nicht gutwillig gehen, so gebrauchen Sie die Waffen!

Thell erwiederte mit verbissener Wuth: Ich kann keine Gewalt anwenden, denn gegen die Menge würde ich doch nichts ausrichten, — es ist besser, in Güte —

Er wendete sich wieder zu den Versammelten, aber es fruchtete wenig.

Der Offizier rief: Gebrauchen Sie die Waffen, sage ich, oder sind Sie zu feig dazu?

Mein Herr! rief Thell zornig, Sie unterstehen sich, mich feig zu schelten? Nehmen Sie Ihr Wort zurück, — oder —

Sie drohen? rief der Andere, elendes Krämerpack! —

Er riß seinen Degen aus der Scheide und ging auf den Bürgerkommandanten los.

Dieser sprang ihm wuthentbrannt entgegen, wand ihm die Waffe aus der Hand, zerbrach sie über das Knie in zwei Stücke und schleuderte sie dem Offiziere vor die Füße.

Der Franzose war außer sich.

Die Menge rief dem jungen Manne Beifall zu.

Ein vorübergehender Gensd'arm eilte auf den Offizier zu, um ihm Hülfe zu leisten.

Was will der da? rief Einer.

Fort mit dem Spürhund! der Andere.

Was hat der sich d'rein zu mengen?

Die grünen Heuschrecken glauben, sie müssen überall dabei sein!

Packt ihn!

Treibt's ihm den Deckel *) an!

Augenblicklich fielen Einige über den Gensd'arm her, warfen ihn zu Boden und mißhandelten ihn.

Einer der Anwesenden, der das Ende des Auftrittes schon früher voraussah, war fortgeeilt, um die Bürgerwache vom nächsten Allarmplatze zu holen.

Diese erschien mit einem Offizier an der Spitze noch zur rechten Zeit, nahm den Schreiner Thell, den Gensdarm und den französischen Offizier gefangen und ließ den Volkshaufen, der sich nun ohne Widerstand entfernte, zerstreuen.

Die Nachricht von diesem Vorfalle verbreitete sich in dem ganzen Stadtviertel, die Mutter des Schreiners eilte wehklagend zum Vergolder Geiger und brachte dort das ganze Haus in Verwirrung. Dieser dachte eben darüber nach, wie er dem jungen Manne helfen solle, als dieser selbst schon herbeikam.

Ein Freudenruf Ernestinen's empfing ihn, die Andern umringten ihn und Peter erzählte, daß der Offizier der Bürgerwache früher die beiden Franzosen und dann auch ihn entlassen habe.

Der alte Geiger schüttelte unzufrieden den Kopf.

Das war nicht vorsichtig, entgegnete er, der Offizier hätte Euch alle Drei behalten, die Sache genau untersuchen sollen, damit Sie gerechtfertigt worden wären. Wenn der französische Offizier dem Stadtkommando die Anzeige macht und sich dabei noch einiger Unrichtigkeit bedient, so kann Ihre Lage um so gefährlicher werden.

Die Anderen machten Einwendungen, denn sie waren froh, den jungen Mann nun wieder in Freiheit zu wissen und meinten, der Offizier, da das Unrecht auf seiner Seite

*) Hut.

sei, werde dieß einsehen und die Sache auf sich beruhen lassen.

Der Meister konnte an dem Geschehenen nichts mehr ändern, und Thell blieb für den Nachmittag im Hause des Vergolders.

Ernestine, von dem früheren Schreck angegriffen, lehnte erschöpft an der Seite des Geliebten.

Daß Du Dich aber auch von Deinem Jähzorn so hinreißen ließest! klagte sie mit liebevoller Theilnahme. —

Wer kann in solchen Augenblicken Herr über sich selbst bleiben?

Du hättest an mich und meine Angst denken und Dich bezwingen sollen. Ach, welch' unselige Folgen kann ein solcher Vorfall nach sich ziehen?

Du siehst zu finster, liebe Ernestine, was ist denn auch so Ungeheures geschehen?

Du hast dem Offizier den Degen zerbrochen und vor die Füße geworfen.

Ich war im Dienst, und er hat sich an mir vergriffen! —

Das ist wohl wahr, allein Du kennst die Strenge des feindlichen Regiments; da wird nicht viel untersucht, und wir müssen immer Unrecht behalten. Ich bin so unruhig, der Vorfall flößt mir Furcht ein, und düstere Ahnungen beschleichen meine Brust.

Der junge Mann drückte das Mädchen an sein Herz und sagte: Du mußt nicht kindisch sein, liebe Ernestine, und Dich nicht vergeblich quälen; Du wirst sehen, der Vorfall wird keine weiteren Folgen nach sich ziehen, darum ist es am besten, nicht mehr davon zu sprechen.

So viel Mühe sich nun Thell gab, die Geliebte zu beruhigen, so gelang es ihm doch nicht; sie wurde immer

trauriger, behauptete, sie könne sich der trüben Gedanken nicht entwehren, und brach am Ende in Thränen aus.

Als Thell am Abende schied, sank sie ihm jammernd an den Hals und brach in verstärktes Klagen aus; den jungen Mann erfaßte nun auch ein Bangen, er rief Rosa herbei und bat sie, die Sorge für Ernestine zu übernehmen; dabei verschwendete er an diese Zureden und Bitten.

Ernestine! rief er, wenn Du mich liebst, so fasse Dich und gib Dich nicht den Schrecken hin, die nur Deine Einbildung erfunden hat; es ist mir unbegreiflich, wie Du, sonst so überlegt und klug, Dich gerade heute so widerstandslos einer unnützen Furcht überlassen kannst. —

O Du weißt nicht, klagte Ernestine, was in meinem Innern vorgeht; ich kann mich nicht bezwingen, ich sehe im Geist eine Gefahr über Dich hereinbrechen. O, ich bitte Dich, verweile noch, bleibe bei mir, ich kann Dich nicht von mir lassen!!

Er blieb noch einige Zeit, endlich mußte er doch fort; er beschwor Ernestine, sich zu fassen, sie umschlang ihn, als ob sie ihn mit Gewalt festhalten wollte.

Thell wand sich liebevoll aus ihren Armen, drückte einen Kuß auf die Stirn der fast ohnmächtigen Jungfrau und verließ mit schwerem Herzen das Haus.

Kaum daß sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, so sprang Ernestine auf, als ob sie ihn noch einmal umschlingen wollte; ihr wirrer, ängstlicher Blick suchte den Freund vergebens, er fiel auf Rosa, die ihr theilnehmend zur Seite stand.

Er ist fort, rief sie händeringend, er hat mich verlassen!

Ernestine, theure Freundin, beruhigen Sie sich! bat Rosa.

Jene warf einen Blick auf sie und stammelte mit fast vergehender Sprache: Ich kann nicht, ich kann nicht, mir sagt's mein Herz, ich werde ihn nicht mehr sehen!

Sie taumelte zurück.

Rosa fing die Betrübte in ihren Armen auf.

* * *

An demselben Abende befand sich Charles Delour beim Gouverneur.

Er war eben vorgelassen worden.

Andreossi sah ihn fragend entgegen.

Was bringen Sie Neues?

Einige Bemerkungen, Exzellenz, die, so unwichtig sie im ersten Augenblicke scheinen mögen, doch zu gewissen Vermuthungen Anlaß geben, die keineswegs unberücksichtigt bleiben dürfen.

Lassen Sie hören.

Ich bin seit einigen Tagen Zeuge von Exzessen gewesen, die auf einen unruhigen Geist und auf feindliche Gesinnung des Volkes gegen Alles, was französisch ist, schließen lassen. Gestern wurde ein Transport von Kriegsgefangenen gegen die Stadt geführt; als der Offizier, um die Ordre, wohin sie gebracht werden sollten, abzuwarten, auf der Steinbrücke vor dem Kärntnerthore stehen blieb, sammelte sich eine Menge Volkes um sie, beschenkte sie mit Wein und Brot, und benutzte diese Gelegenheit, mehrere der Gefangenen auf eine schlaue Weise zu entfernen, so daß die bewachende Mannschaft nichts merkte. Eben so weiß ich Familien, die heimlich französische Ausreißer in ihre Dienste aufnehmen, und andere, die wieder kriegsgefangene Offiziere verbergen, die sich selbst ranzionirt haben.

Dagegen, erwiederte der Gouverneur ernst, muß eingeschritten werden. Auch von anderen Seiten wurden mir bereits dergleichen Vorkommnisse gemeldet; ich habe sogar die Anzeige erhalten, daß Bürger noch Waffen und Munition verborgen haben sollen, ja, es sollen sich sogar in einer Vorstadt Kanonen eingegraben befinden. Wir sind den

Strafbaren schon auf der Spur; lassen Sie es sich angelegen sein, ja von den meisten dieser Vorfälle in Kenntniß zu gelangen, denn alle zusammen liefern dann ein Bild über die Gesinnungen, welche unter der Bevölkerung herrschen. Jedenfalls ist diese keine so friedliche, wie es Anno Fünf der Fall war, wo man nicht über das mindeste Auflehnen, oder den kleinsten Ungehorsam Klage zu führen hatte. Auffallend ist es, daß dieser unruhige Geist des Widerstandes besonders erst seit der Schlacht von Eßlingen bemerkbar ist, ein Beweis, daß wir bei einem unglücklichen Successe unserer Waffen von den Gesinnungen der Bevölkerung nichts Gutes zu erwarten hätten.

Es ist wahr, Exzellenz, diese Wiener hängen mit ganzer Seele an ihrem Kaiserhause.

Das ist lobenswerth von ihnen, und es wäre zu wünschen, man könnte von den Parisern dasselbe sagen; aber es wäre unklug und nur schadenbringend für sie, wenn sie ihre Anhänglichkeit so weit trieben, daß sie sich den jetzigen Verhältnissen nicht fügten, und uns zwängen, eine Strenge zu gebrauchen, die für sie nur verderblich werden müßte.

Ein eintretender Diener meldete einen Offizier, der Seine Exzellenz zu sprechen wünsche.

Der Gouverneur nickte bewilligend, der Offizier trat ein.

Es war derselbe, der den Vorfall bei den Kriegsgefangenen in den kaiserlichen Stallungen herbeigeführt und von dem Bürgeroffizier entlassen worden war.

Was wünschen Sie, mein Herr? fragte der Gouverneur.

Der Offizier rapportirte den Vorfall mit dem Anführer der Bürgerwache.

Der Gouverneur hörte aufmerksam zu, dann sagte er: Also wieder — wie gesagt, es muß ein abschreckendes Beispiel gegeben werden. Wer war der Anführer der Wache?

Ein junger Schreinermeister, sein Name ist Peter Thell!

Peter Thell, nahm Charles das Wort, den Mann kenne ich; seine patriotische Gesinnung hat auch mir einst Unannehmlichkeiten zugezogen.

Der Gouverneur dachte eine Weile nach, dann sagte er: Ich werde Anordnungen treffen, daß der Schuldige aufgehoben und vor ein Kriegsgericht gestellt wird. Einem Offizier der großen Armee den Degen zu zerbrechen und vor die Füße zu werfen — er soll es schrecklich büßen! Meine Herren, Sie sind entlassen!

Charles Delour und der Offizier entfernten sich. — — — . . . . . . . . Am andern Morgen stürzte Frau Agnes, Thells Mutter, zum Vergolder in's Haus.

Die Art ihres Erscheinens kündete Unheil.

Was gibt es, fragte der Meister mit ahnungsvoller Stimme.

Mein Sohn ist von Gendarmen arretirt worden.

Ernestine stieß einen Schrei aus und taumelte in einen Stuhl.

Frau Maria sank der jammernden Mutter des Gefangenen weinend in die Arme.

Die übrigen Kinder, aufgeschreckt, ohne zu fassen, was eigentlich vorgefallen sei, schaarten sich zitternd um die betrübten Eltern.

Die Verwirrung war grenzenlos.

Der würdige Meister errang zuerst die volle Besinnung.

Nicht verzagt, meine Lieben! begann er mit flehendem Tone, der Herr hat uns mit mahnendem Ernst heimgesucht, wir müssen uns dem allmächtigen Willen fügen und nicht murren. Faßt Euch, verzagt nicht im Voraus, noch ist nicht Alles verloren. Ich werde Schritte thun, und der Herr wird meine Bemühungen nicht erfolglos sein lassen. Marie! Gib mir meine Sonntagskleider!

Die Frau des Meisters eilte, das Verlangte zu holen.

Ernestine erhob sich vom Stuhl, schwankte leichenblaß auf Thells Mutter zu und sprach: Ich hab's geahnt; schon gestern, als er von uns ging, wußte ich, daß es so kommen würde.

Das sind leere Worte, Kind! mahnte der Vater, gestern hat Dich die Angst so sprechen lassen, kein Mensch kennt die Zukunft. —

Er kennt sie nicht, aber er ahnt sie oft — o, hätte ich ihn nur nicht von mir gelassen!

Dieß würde nichts gefruchtet haben, denn sie hätten ihn hier auch zu finden gewußt. Kind, ich bitte Dich, denke an den Richter im Himmel, und bemeistere Deine Angst. Willst Du das Unglück noch mehren?

Nein, nein, mein Vater! jammerte Ernestine, ich will es nicht, o Herr, verleih' mir Kraft, daß ich es ertrage!

Der Meister warf sich in die Kleider.

Die beiden Frauen saßen regungslos wie Leichen da, Rosa hielt Ernestine umschlungen, die an ihrem Busen lag und weinte.

Der Meister sprach kein Wort. Seine Eile beim Ankleiden, die zitternden Hände, die ihm fast den Dienst versagten, sein schnelles Athmen, welches zeitweise von einem tiefen Seufzer unterbrochen wurde; dieß Alles verrieth die eigene Angst.

Endlich war er mit dem Ankleiden zu Stande gekommen.

Ich gehe, sagte er, bleibt beisammen, Kinder, und erwartet meine Rückkunft. Vertraut auf Gott, ich bitte Euch, bedenkt, daß unser Aller Geschick in seiner Hand ruht. — Liebe Rosa! Uebernehmen Sie für heute die Geschäfte im Hause, denn Sie sehen, diese hier sind unfähig dazu. Lebt wohl, Kinder, betet zum Himmel, daß er meinen Weg segnen und mit einem günstigen Erfolge krönen möge. Faßt Euch und werdet ruhig, sonst macht Ihr mir den verhängniß-

vollen Weg, mit der Sorge um Euch, doppelt schwer. Leb' wohl, liebe Marie!

Er eilte auf seine Gattin zu und küßte sie, dann drückte er Thells Mutter mit Wärme die Hand, hierauf kehrte er sich an Ernestine.

Diese umarmte ihn schluchzend und rief: Möge Dich der Himmel geleiten, theurer Vater!

Das wird er, entgegnete der würdige Meister, darum bedenke, daß Alles, was auch immer geschehen möge, von *ihm* kommt.

Er verließ das Haus.

Nach seiner Entfernung falteten die Frauen die Hände zum Gebete — und tiefe Stille herrschte im Gemache.

Meister Geiger eilte zuerst zum Kaufherrn Sturm, einem altbewährten Freunde, um sich bei ihm Rath zu holen, welchen Weg er zur Rettung des jungen Mannes einschlagen solle.

Nachdem er den Fall vorgetragen hatte, schüttelte Jener bedenklich den Kopf und sagte: Die Sache ist gefährlich, darum glaube ich, daß es gut ist, wenn Sie sich gleich an die höchsten Stellen wenden.

Dieser Meinung bin ich auch, darum gedachte ich den ersten Weg zu dem Regierungspräsidenten, dem Grafen von Bissingen zu machen.

Warum nicht gar? Was kann Ihnen die österreichische Behörde nützen? Sie kennen ja die kitzliche Stellung, die diese, der französischen Regierung gegenüber einnimmt. Glauben Sie mir sicher, dieser Weg ist umsonst, Sie haben keine Zeit zu verlieren, darum wenden Sie sich unmittelbar an die französische Behörde, und zwar, wenn es Ihnen gelänge, vorzukommen, so wäre es wohl am Besten, um eine Audienz bei Napoleon anzusuchen.

Glauben Sie?

Das sicherste Mittel hiezu ist, wenn Sie sich an den General Rapp wenden; er ist ein Deutscher und dürfte Ihre Lage noch am Günstigsten beurtheilen.

Der alte Meister machte sich also auf und eilte nach Schönbrunn.

Es kostete ihm einige Mühe, bis er durch die Schaar der Wachen und Hofdiener zu dem Lieblinge des französischen Kaisers vordrang.

Rapp empfing den Wiener Bürger mit Milde und fragte um sein Begehren.

Euer Exzellenz! Ich bitte unterthänigst um eine Audienz bei Seiner Majestät dem Kaiser.

In welcher Angelegenheit?

Geiger erzählte den Vorfall.

Rapp schüttelte bedenklich den Kopf.

Mein lieber Freund, sagte er, das ist ein sehr schlimmer Fall —

Euer Exellenz! Ich bin von der Wahrheit dessen ganz durchdrungen; der junge Mann hat unüberlegt gehandelt und in der Hitze des Augenblicks nicht überlegt, was er gethan; aber Euer Exzellenz wollen die Gnade haben, zu erwägen, daß er der einzige Sohn einer alten Witwe ist, die auf ihn ihre ganze Hoffnung stützt, mit ihm verlöre die Mutter Alles, was sie noch auf der Erde besitzt, ihre Freude, ihr Glück, ihren Ernährer; außerdem ist der junge Mann der Verlobte eines heißgeliebten Mädchens, sein Unglück träfe also mit einem Schlage zwei Familien, deren Ruf makellos ist, und die sich bisher noch in keiner Beziehung etwas zu Schulden kommen ließen. Ich bitte nicht darum, daß der Schuldige straflos frei gelassen werde, nur daß man ihn nicht vor ein strenges Kriegsgericht stelle, welches ihn schonungslos verurtheilen würde.

Rapp dachte eine Weile nach, dann versetzte er: Was die verlangte Audienz anbelangt, so können Sie dieselbe nicht erhalten, da Seine Majestät in der Lobau sind, und

es unbestimmt ist, wenn Dieselbe zurückkehren. Indessen will ich es versuchen, Etwas für den jungen Mann zu thun. Ich werde Ihnen einige Zeilen an den Gouverneur mitgeben, er wird von dem Vorfalle gewiß in Kenntniß sein. Von einer Freilassung indessen kann in keinem Falle die Rede sein, ich werde nur trachten, daß der Prozeß verhandelt und dann Seiner Majestät vorgelegt wird. Ich will thun, was in meinem Einflusse liegt, um der Sache eine bessere Wendung zu geben.

Hierauf schrieb er einige Zeilen, faltete sie in ein kleines Billet uud übergab dieß dem Bürger.

Der Meister dankte in den herzlichsten Ausdrücken und verließ, von der erhaltenen Hoffnung aufgerichtet, das Schloß.

Er eilte nun nach Mariahilf in das Kaunitz'sche Palais.

Der Gouverneur war gerade abwesend und Geiger mußte seine Zurückkunft abwarten.

Bei der Wichtigkeit seiner Angelegenheit, wo jeder Augenblick an Zeitverlust die schlimmsten Folgen haben konnte, kann man sich die Seelenfolter des armen Mannes vorstellen.

Endlich nach zwei langen Stunden des qualvollsten Harrens fuhr eine Kutsche in den Hof.

Es war Andreossi!

Geiger ging dem Gouverneur ehrerbietig entgegen und überreichte ihm Rapps Billet.

Nachdem es dieser durchgelesen hatte, sagte er finster: Der Vorfall ist bereits zu meiner Kenntniß gelangt, und der Verbrecher wurde dem Platzkommandanten, dem Reichsfreiherrn von Ragout übergeben. Die Umstände erheischen ein rasches Verfahren, denn der junge Mann hat mit seiner Handlung nicht einen Einzelnen, sondern das ganze Offizierkorps beleidigt. Jedenfalls wäre er vor ein Kriegsgericht gestellt worden, wenn es nicht vielleicht schon geschehen ist.

Heiliger Himmel! rief der Meister, von einer namenlosen Angst erfaßt, wenn es schon zu spät wäre! Euer Exzellenz, ich bitte, erbarmen Sie sich des Unglücklichen, welcher der einzige Trost einer alten, hülflosen Mutter ist!

Der General Rapp, fuhr der Gouverneur fort, verwendet sich zum Aufschub, ich will, ihm zu Gefallen, sehen, was sich thun läßt.

Er begab sich in ein Gemach, dort nahm er Rapp's Schreiben, fügte unten noch einige Zeilen bei, machte ein Kouvert darüber und klingelte.

Ein Adjutant erschien.

Senden Sie, befahl der Gouverneur, diesen Brief an den Platzkommandanten. Die Ordonnanz möge sich beeilen.

Der Adjutant verließ das Gemach und der Meister, nachdem er seinen Dank gestammelt, eilte mit unsäglicher Angst von dannen.

Der Grenadier war schon fort.

Geiger beschloß daher, auch in die Stadt zu eilen, um sich in der Wohnung des Platzkommandanten von den Verfügungen in Bezug des armen Thell zu überzeugen.

Er nahm seinen Weg durch die Kollergern- und die Kothgasse hinab, gegen das Glacis.

Der Nachmittag war indessen herangerückt.

Gerade um diese Zeit bewegte sich ein stiller Zug durch das Kärntnerthor.

Eine Abtheilung Nassauischen Fußvolkes eröffnete denselben, dann kam eine starke Bedeckung französischer Gendarmerie, in deren Mitte der unglückliche Peter Thell einherschwankte.

Der Arme war bereits zum Tode verurtheilt.

Eine zweite Abtheilung von Truppen schloß den Zug.

Mehr als zweitausend Menschen hatten sich zusammengeschaart, um Zeugen der fürchterlichen Szene zu sein.

Der Weg ging rechts über das Glacis, gegen den Jesuitenhof, der mit einer Mauer umgeben ist.

Vor derselben angelangt, bildete die Infanterie ein Quarré.

Unter den anwesenden Wienern entstand anfangs ein Murren, welches von Augenblick zu Augenblick lauter wurde und am Ende in ein lautes Schimpfen und Fluchen ausartete.

Während man einerseits bemüht war, den Haufen durch Soldaten zerstreuen zu lassen, beschleunigte man andererseits die Exekution.

Der unglückliche Thell war todtenblaß.

Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er zittert, ohne aber seine Fassung zu verlieren.

Meine arme Mutter! lispelte er; und dann wieder: Meine theure Ernestine! So muß ich Euch Alle so früh schon verlassen!

Viele der Anwesenden brachen in lautes Weinen aus.

Andere schrien laut um Gnade.

Eine Stimme rief: Fluch Euch, Ihr Mörder!

Verdammte Peiniger!

Steine flogen auf die Soldaten.

Die biederen Nassauer suchten die Aufgeregten in Güte zu entfernen und vermieden jeden ernsten Angriff.

Der Verurtheilte wurde an die Mauer geführt.

Er hatte, während man ihm die Augen verband, die Hände gefaltet.

Sechs Soldaten traten vor. —

Allgemeines Entsetzen. —

Eine augenblickliche Todtenstille.

Heiliger Gott! schreit ein Mann, was geht hier vor?

Er drängte sich mit Gewalt durch den Haufen.

Es ist Meister Geiger.

In demselben Augenblicke fallen Schüsse.

Peter Thell sinkt getroffen zu Boden.

Thell! schreit der Meister, ihn erkennend und stürzt vom Schlage gerührt, zusammen.

*
* *

Die Leiche des Gemordeten wurde augenblicklich auf derselben Stelle beerdiget.

Um neun Uhr Abends ward sie von einigen Bürgern ausgegraben und in das allgemeine Krankenhaus gebracht. Die Bitte um ein öffentliches Begräbniß wurde von der französischen Regierung abgeschlagen.

Am dritten Tage darauf erschien folgende drohende Proklamation von Seite des französischen Gouvernements:

„Seit einiger Zeit hat ein Geist der Unruhe und Unordnung das Volk auf Abwege geführt. Der aufrührerische Geist hat sich durch Zusammenrottungeu und Volkshaufen geäußert; österreichische Kriegsgefangene wurden auf dem Durchmarsche gewissermaßen mit Gewalt befreit, Kanonen, Waffen, Munition, Artillerie wurden noch immer verborgen gehalten; Beschimpfungen, Provokationen, todeswürdige Vergehungen — unvermeidliche Folgen treuloser Aufhetzungen und täuschender oder verbrecherischer Hoffnungen — bedrohten die Ruhe der Stadt und die Sicherheit der gut gesinnten Bürger, die Sicherheit, die man dem besonderen Schutze Seiner Majestät des Kaisers und Königs verdankt. Noch ist die Milde Seiner Majestät nicht ermüdet, aber eine längere Straflosigkeit hätte traurige Folgen haben können: Höchstdieselben befahlen daher, jenen verwegenen Handlungen durch Beispiele der Strenge Einhalt zu thun. Zwei Schuldige wurden verurtheilt und haben ihre Strafe erlitten.*) Gerechte aber strenge Maßregeln werden auch fer-

*) Der Zweite war der Sattlermeister Eschenbach, der zwei Tage nach Thells Hinrichtung an derselben Stelle erschossen wurde, weil er in seinem Hause zwei österreichische Kanonen vergraben hatte. Die drei Gesellen, welche ihm dabei behilflich waren, mußten als Arrestanten der Exekution beiwohnen und wurden dann in das Gefängniß zurückgebracht. Auf dem Wege gelang es ihnen, zu entkommen.

ner die Kühnheit der Aufwiegler, wenn sie je sich zu zeigen wagen sollte, im Zaume halten; sie werden im gleichen Maße diejenigen treffen, welche, den bekannt gemachten Verordnungen nicht gehorchend, sich eines Verbrechens gegen die öffentliche Sicherheit schuldig machen würden.

„Jeder Einwohner, welcher österreichische Kriegsgefangene in seinem Hause hat, muß sogleich darüber seine Erklärung eingeben.

„Alle Waffen, Pulver, Munition, alle Artillerie, welche aus den österreichischen Zeughäusern herrühren, müssen ebenfalls angezeigt werden.

„Drei Tage sind zur Befolgung dieses letzten Befehls bewilligt. Wenn dieser Zeitpunkt vorüber ist, werden alle Diejenigen, die diesem Befehle nicht Folge geleistet haben, verhaftet und nach der Strenge der Gesetze bestraft werden.

„Einwohner Wiens! Euer eigenes Interesse muß Euch antreiben, die treulosen Rathschläge der Aufwiegler zurückzuweisen. Sie sind es, die alle diejenigen Menschen in Bewegung setzen, die, weil sie Nichts zu verlieren haben, mittelst Unordnung und Aufstand ihre Hoffnung auf die Plünderung fremden Eigenthums gründen. Wachet selbst mit größter Aufmerksamkeit über alle Uebelgesinnten; tragt das Eurige zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe bei, und Ihr werdet Euch des Wohlwollens würdig machen, das Seiner Majestät, der Kaiser und König immer geneigt ist, Euch zu gewähren, und wovon er Euch bei so vielen Gelegenheiten so überzeugende Beweise gegeben hat.“ — — —

Der Jammer in dem Hause Geigers war außerordentlich.

Frau Agnes lag am Spittelberg krank darnieder.

Ernestine vermochte nicht, das Lager zu verlassen, ein hitziges Fieber war im Anzuge.

Der vom Schlage gerührte Meister lebte noch sechs Tage nach dem Unglücksfalle und verschied dann in den Armen seiner Gattin.*)

Rosa wurde jetzt der Freundin ein helfender Engel.

Das Glück der beiden Familien war für immer zerstört.

Die Gattin und fünf Waisen begleiteten die Leiche ihres Vaters.

Erneſtine lag schwer darnieder.

## IV.

Die Bedrängnisse in Wien waren indessen auch in anderer Beziehung gestiegen.

Die Theuerung aller Lebensmittel hatte bedeutend zugenommen, und der Wucher der Bäcker stieg dermaßen, daß der Magistrat mit Reform und Auflösung der ganzen Innung drohen mußte. In einer solchen Verordnung heißt es unter andern: daß die Bevortheilungen der Bäcker zum Drucke des Publikums in's Unendliche steigen und den wucherischen und niedrigen Charakter der Meisten dieser Innungsklasse bezeichnen; daß die Klagen des Publikums sich laut erheben, und um tumultuarische Auftritte zu vermeiden, die Staatsverwaltung zur größten Strenge, zu Schandstrafen, zur Sperrung solcher Bäckerhäuser schreiten müsse.

*) Am 1. Juli.

Traurig, wenn die Obrigkeit einer Innungsklasse, in einem solchen Zeitpunkte, nachdem alle Ermahnungen fruchtlos blieben, derlei Drohungen machen, und sich blos mit Ausübung von Strafen beschäftigen muß.

Ja wahrhaftig, sehr traurig. Die neuere und neueste Zeit hat wieder Beweise geliefert, daß diese Innung fast einer speziellen Aufsicht bedarf, und wir werden in unserem nächsten Sittengemälde aus Wiens Gegenwart auch auf diesen Punkt ganz ausführlich zu sprechen kommen.

Das Fleisch stieg natürlich auch im Preise, und wie zum Hohne dessen erschien vom Erzbischofe eine Bekanntmachung, in welcher bei den damaligen Umständen am Freitag und Sonnabend das Fleischessen erlaubt sei! —

Der immer schlagfertige Witz der herzlichen Wiener hat sich auch bei dieser Gelegenheit hinlänglich erprobt, und wir bedauern, nur ein einziges der zahlreichen Bonmots zu wissen, welches uns vor mehreren Jahren von einem alten Bürger auf der Landstraße *), als die Rede auf diese Zeitepoche kam, mitgetheilt wurde.

Warum nit gar am Freitag Fleisch essen, hieß es, wir Oesterreicher sind den Schmarn **) schon von Haus aus g'wohnt!

Zu allen diesen Mühsalen kamen nun auch noch die Folgen der Wagramer Schlachttage, das Abholen und Unterbringen der zahlreichen Verwundeten, das Bestatten der Gebliebenen und die neue Requisition des Feindes.

Am 7. Juli von Früh Morgens bis spät in die Nacht währte der Transport der Verwundeten; Wagen aller Arten, wie man sie nur aufzutreiben im Stande war, bildeten, von der Lobau bis in die Stadt, eine fast ununterbrochene Reihe. Herzzerreißend war der Jammer Derjenigen, die noch auf dem Schlachtfelde bleiben mußten, da Alle doch nicht

---

*) Eine Vorstadt Wiens.
**) Eine Mehlspeise.

mitgenommen werden konnten. Die Unrettbaren wurden ihrem traurigen Schicksale überlassen, die Anderen haufenweise auf einen Wagen geschichtet; glücklich Derjenige, der auch hier noch ein Plätzchen errang. Viele verschmachteten schon auf dem Wege; Andere fanden in den Fluthen der Donau den Tod; die leicht Blessirten schleppten sich mühselig im glühenden Sonnenbrand fort und Viele sanken entkräftet am Straßenrand nieder, um dort nach einem Trunke zu lechzen und die Menschlichkeit des Landmannes anzuflehen. Der Weg von Ebersdorf bis zur St. Marxer- und Favoritenlinie bot das entsetzlichste Schauspiel menschlichen Elends dar!

Wie groß die Hülfe und die Theilnahme der Wiener war, mag aus dem Umstande erhellen, daß man am 8. Juli folgende Schrift in französischer Sprache an allen Hauptplätzen angeschlagen fand:

„Gott segne Euch, gute Wiener, die Ihr die Thränen der blessirten Franzosen trocknet und sie wie Euere Brüder aufnehmt! Napoleon der Große wird es erfahren, und die Belohnung dafür wird Euch werth sein!"

Der große Napoleon hat es erfahren, aber die guten Wiener mußten ihm doch bis zum Waffenstillstande gegen zehn Millionen Gulden in Baarem bezahlen, und selbst noch am 21. Juli begehrte er neuerdings zwei Millionen Francs!

Der Pulverdampf der Schlacht bei Wagram war kaum verraucht, und schon war ein neuer Kampf im Anzuge.

Erzherzog Karl, welcher selbst den Rückzug seines Heeres leitete, hatte das sechste Armeekorps unter Klenau zur Arrieregarde bestimmt; dieser erreichte am 7. Juli Korneuburg und stellte sich hinter der Stadt auf, rechts an die Donau, links an Leobendorf gelehnt und vor sich Korneuburg besetzend. Gegen zwei Uhr greift Massena die Stadt an, er wird zurückgewiesen und wiederholt, durch Kavallerie verstärkt, gegen sieben Uhr den Angriff, dem zufolge Klenau weichen muß. Dieß geschieht in der Richtung gegen Stockerau.

Das erste Bataillon der Wiener Freiwilligen zeichnete sich in diesem Gefechte besonders aus.

Nach einem unbedeutenden Gefechte bei Sierendorf marschirte Klenau am 9. Juli um sieben Uhr Morgens bei Hollabrunn auf, Massena rückte nach, setzte den Ort durch Granatenwürfe in Brand und versuchte einen mehrmaligen Sturm. Das fünfte Armeekorps, unter dem Fürsten Reuß, bestimmt, Klenau im Arrieregardedienst abzulösen, unterstützte diesen, und die Oesterreicher blieben im Besitz der Znaimer Straße. In Guntersdorf erfuhr der Generalissimus, daß französische Kolonnen die Thaya passirt hätten, von der Brünner Straße in schiefer Richtung herandrängten und seine Rückzugslinie in der Flanke bedrohten. Er ertheilte daher dem Fürsten Reuß den Befehl, der Hauptkolonne nach Znaim zu folgen, was dieser auch ausführte; er erschien am folgenden Tage als rechter Flügel in der Schlachtlinie des Erzherzogs.

Marmont hatte bei der Verfolgung des Rosenberg'schen Korps in Wilfersdorf kaum erfahren, daß das Gros der österreichischen Armee auf der Znaimer Straße im Rückzuge sei, als er sich auf die Rückzugslinie stürzte.

Erzherzog Karl beschleunigte den Marsch seiner Korps. General Steier muß die vordringenden Feinde aufhalten, bis die Grenadiere die Höhen an beiden Ufern der Thaya vor Znaim besetzt hatten; diese wurden nach einem mehrstündigen Kampfe verdrängt und die Franzosen debouchirten in der Richtung von Brünn her über den Fluß.

Die Oesterreicher erreichten gerade mit ihrer Tete die Thaya. Das erste Armeekorps setzte dem Feinde einige Bataillone entgegen. Ein mit größter Aufopferung geführter Kampf deckte den Uebergang des nachfolgenden Korps, welches nun in die Position gegen Brenditz rückte; vergebens stürmte nun die Kavallerie unter Montbrun heran, sie mußte weichen. Sämmtliche Korps passirten nun bei Schallersdorf die Brücke, breiteten sich links aus und verstärkten die Stellung.

Schon rückte Massena heran, hinter ihm Napoleon selbst mit dem Gros seines Heeres.

Dieß geschah am 10. und ist der erste Tag des Treffens bei Znaim.

Die Oesterreicher bezogen in der Nacht folgende Stellung:

Das fünfte Armeekorps bei Polterberg hinter Znaim und auf den Höhen bei Mannsberg hatte die Bestimmung, mit den Wiener Freiwilligen Znaim zu vertheidigen. Dieses Korps stand durch eine leichte Kavalleriekette mit Bellegarde (erstes Korps) in Verbindung, welcher zwischen Znaim und Kukrowitz die Höhen hielt. Das dritte Armeekorps, Kolowrat, stand links bei Brenditz, und noch weiter links die Grenadiere, hinter welchen die Kavallerie kam. Noch weiter rückwärts befand sich das zweite und sechste Armeekorps (Hohenzollern und Klenau).

Marmont lagerte bei Brenditz, die Baiern an der Straße bei Leswitz, und Massena langte am andern Morgen erst bei Schallersdorf an, wo sich bis dahin die Arriergarde des fünften österreichischen Armeekorps befand.

Die Nacht vom 10. auf den 11. Juli sank schon herab. In dem von Freund und Feind umschlossenen Znaim herrschte Angst und Bangen, die Bataillone der Wiener Freiwilligen bivouakiren einestheils in den Straßen der Stadt und ruhen aus von den Beschwerden der letzten Tage.

In der Nähe des Wiener-Thores finden wir das vierte und fünfte Bataillon, Käffel und Salis.

Mehrere davon lagern unter dem Dachvorsprunge eines kleinen Hauses.

Nun, mein lieber Franz, begann Einer zu dem ihm am nächsten liegenden Nachbar, was sagst Du zu unserem Schicksale? Wir sind so lang in der Nähe von unserem lieben Wien gelegen, nur die Donau trennte uns von der theuern Vaterstadt, und jetzt müssen wir wieder zurück! —

Mein Himmel, entgegnete der Andere, was hat es auch genützt, mir fiel es nur um so schwerer; so oft ich den

Stefansthurm ansah und sein Geläute hörte, da überkam mich immer die Sehnsucht, und es geschah mir doppelt weh, daß ich ihm so nahe bin und doch nicht hinüber kann; es ist fast besser, ganz fern zu sein, als durch tausend Dinge an seine Lieben erinnert zu werden und von ihnen doch getrennt bleiben zu müssen.

Was wird der morgige Tag wieder bringen?

Kampf! — Dieser ist abermals unausbleiblich, aber mit welchem Erfolge? Das ist die Frage —

Wir wollen unsere Schuldigkeit thun und nicht daran denken —

Du hast Recht, es macht schlimme Laune, wenn man denkt, daß man sich nichts vorzuwerfen hat, daß man der Sache des Vaterlandes sein Blut und Leben opfert, und der Erfolg im Ganzen doch ein ungünstiger ist.

Ach, wenn wir nur bei Wagram gesiegt hätten! —

Ja, wenn! Aber der linke Flügel! Danken wir Gott, daß wir auf dem rechten waren. Unsere Wiener hätten uns bei der Zurückkunft schön mitgenommen! Der Befehl des Erzherzogs Karl nach der Schlacht brandmarkt die Truppen jenes Flügels für immer.

Uns kann man nichts Uebles nachsagen; wenn wir heut' oder morgen in Wien einmarschiren, so werden wir uns nicht zu schämen haben —

Das ist wohl wahr, allein besser wär' es doch gewesen, wenn wir als Sieger gekommen wären!

Mein lieber Freund! Einestheils hast Du wohl Recht, aber im Uebrigen wird deßhalb unser Verdienst nicht geschmälert, — ach, sieh doch, wer kommt da? Richtig, er ist's! — guten Abend, lieber Hermann!

Wo warst Du so lange?

Hermann Duschel ließ sich im Kreise nieder.

Ich war darneben beim fünften Bataillon, antwortete er, und habe einen Bekannten besucht; — womit bringt Ihr die Zeit zu, Kameraden?

Mit traurigen Betrachtungen.

Das ist nicht gut! erwiederte Hermann, man muß sich aufheitern und jeden Gedanken vermeiden, der Einen traurig stimmen kann. In einer Lage wie die unsere ist das am besten.

Ja, wenn man es nur immer könnte!

Was man will, das kann man.

Du freilich, Du bist ein ganzer Kerl und hast's bewiesen! —

Aber weißt Du, lieber Hermann, nahm ein Vierter das Wort, daß ich Deine Weigerung, das angebotene Avancement anzunehmen, tadelnswürdig finde —

Wie so? Ich bin hierin ganz eigener Meinung. Wäre ich gesonnen, im Militär mein Glück zu machen, nun wohl, dann hätte mir eine Beförderung erwünscht sein müssen, aber das ist bei mir nicht der Fall; mein Lebensziel ist, als friedlicher Bürger in meiner Vaterstadt zu leben, und ob ich nun aus der Landwehr als Unteroffizier oder Offizier trete, das hat in diesem Falle keinen Einfluß, kein Gewicht. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, es ist wahr, aber, es sind hundert Andere im Bataillon, die dasselbe thaten, hundert Andere, von denen vielleicht Mancher an dem Soldatenleben Geschmack findet und der später gern in die Linie übertreten würde, wenn er hier eine Unteroffiziers-charge erreicht. Warum soll ich also meinen Kameraden eine Stellung rauben, die mir nutzlos ist? —

Hermann hat Recht, meinte ein Anderer, wer nicht Soldat bleiben will, soll keine Beförderung annehmen.

Aber er hätte jetzt doch etwas angenehmer dienen können! —

Mein Himmel, versetzte Hermann, das ist das Wenigste! Die kurze Zeit wird bald verflossen sein, und glaubt mir sicher, meine Freunde, die ganze Geschichte wird nimmer lang dauern —

Meinst Du?

Der Anschein ist ganz darnach. Die Folgen der verlornen Schlacht bei Wagram können nicht mehr gut gemacht werden, wir befinden uns auf der Retirade, und daß der Generalissimus sich hier stellen und eine Schlacht annehmen muß, ist ein schlimmer Umstand; gelingt es dem Feinde, uns zu besiegen, so gewinnt er in unserem Rücken die Straße nach Böhmen und wir sind ganz umzingelt; doch daran wollen wir gar nicht denken, wir wollen das Beste annehmen und hoffen, daß uns der Himmel nicht verläßt, wir hätten es wahrhaftig nicht verdient! Jetzt, liebe Freunde, laßt uns zur Ruhe gehen; wer weiß, ob's morgen nicht einen heißen Tag gibt. Gute Nacht!

Gute Nacht, lieber Hermann!

Die Meisten entschliefen bald, Hermann blieb noch wach und dachte an sein Geschick.

Heute, sprach er leise zu sich, sind es gerade vier Monate, daß wir aus Wien marschirten, vom 10. März bis zum 10. Juli, — was hab' ich da nicht Alles erlebt! Welche Gräuel hat mein Auge gesehen, welche Gefahren hab' ich überstanden! Ich kann dem Himmel für meine Erhaltung nicht genug danken, denn sein Schutz ruhte sichtbar auf mir. Im dichtesten Kugelregen bin ich gestanden, rechts und links fielen meine Nebenmänner, und ich ging unversehrt aus der Gefahr. Mein Bewußtsein sagt mir, ich habe meine Pflicht gethan, aber ich muß mir auch gestehen, daß mich dieses Morden und Schlachten schon anwidert, ich habe des Elends genug gesehen und bin des Gemetzels müde geworden. Ich werde das Wort „Schlacht“ nie aussprechen hören, ohne nicht zugleich der tausendfältigen Gräuel zu gedenken, die in ihrem Gefolge sind, und die mich immer schaudern machen werden. Es ist möglich, daß manche Naturen sich an dieses Blutgeschäft gewöhnen können, daß sie mit kalter Seele und taubem Ohr an dem Jammer des Krieges vorüberschreiten, — ich kann es nicht, mein Gefühl regt sich schon bei dem Gedanken auf, ich bin in dieser Be-

ziehung nicht zum Krieger geschaffen; es ist gewiß, man kann muthig und tapfer und doch kein guter Soldat sein, das ist bei mir der Fall. Ach, wie ganz anders ist das friedliche Bürgerleben, wie kann man da schaffen und wirken, ohne seinem Nebenmenschen nach dem Leben trachten zu müssen! Da sind die Früchte keine solchen, die man unter die Erde bringt, sondern solche, die man auf derselben erhält, die man mit friedlichen Werkzeugen erobert, ohne dabei Saatfelder zu zerstampfen, ohne die Hütten der Landleute in Flammen aufgehen zu lassen. Wie ganz anders lebt es sich im häuslichen Kreise, umgeben von seinen Lieben, von Weib und Kind, — o mein Himmel! Werde ich dieß je erreichen? Wird das Verhängniß mich nicht im letzten Augenblicke, nach so vielen glücklich überstandenen Gefahren dahinraffen? Werde ich meine Rosa wiedersehen? Ob die Theuere mein wohl gedenkt! Welche Angst wird die Arme meinetwegen wohl erlitten haben, und ich konnte sie nicht einmal darüber beruhigen! —

Er versank in Stillschweigen, seine Gedanken trugen ihn wieder in das heimlich trauliche Stübchen, er glaubte die Geliebte noch immer dort, — der Arme wußte nicht, welche Gefahren sie indeß glücklich überstanden, welchen Kummer sie indeß standhaft ertragen hatte!

Die Nacht rückte mit Riesenschritten vor, — die Mitternachtsstunde schlug, die ersten Stunden des jungen Tages springen aus dem Schooß der Zeit, das Grauen des jungen Morgens machte sich im fernen Osten bemerklich, — das Licht brach heran, um den neuen Kampfplatz zu beleuchten.

Es war der letzte Kampf auf österreichischem Boden in dem verhängnißvollen Jahre 1809!

* * *

Am 11. Juli Früh Morgens begannen schon die Plänkeleien im Centrum.

Marmont ließ seine Vorposten aus allen Gärten, Schluchten, Gebüschen auf der Brünnerstraße gegen Teswitz hervorbrechen.

Gegen 9 Uhr zogen sich mehrere feindliche Kolonnen gegen das besetzte Plateau am Lischenbache und warfen die österreichischen Posten; aber bei herangerücktem Succurse wurden sie in ihre ursprüngliche Stellung zurückgeworfen und mit Hülfe der Kavallerie unter Schwarzenberg in ihren Angriffen gezügelt. Indessen hatte Massena unter einem heftigen Artilleriefeuer den Uebergang über die Thaya bei Schallersdorf erzwungen, und der Generalissimus sah sich genöthigt, die Grenadier-Reserve heranzuziehen.

Von der Brünnerstraße rückte nun auch Davoust heran.

Die Gefahr stieg immer höher, der Kampf wogte mit erbitterter Anstrengung auf beiden Seiten fort.

Gegen 4 Uhr Nachmittags drang der ungestüme Massena gegen Znaim vor und erreichte schon das Wiener Thor, als die Grenadiere zur Unterstützung herbeieilten.

Schwarze Wolken verfinsterten den Himmel, ein heftiger Platzregen prasselt herab, der Fürst Reuß stürzt auf den Feind, ein Bataillon Leiningen bildet seine äußerste Spitze, die Gewehre versagen, aber die Oesterreicher dringen mit gefälltem Bajonnet auf die Wiener Straße vor, erobern Neu-Schallersdorf und nehmen ein feindliches Bataillon und drei Generale gefangen.

Aber dieser zu isolirte Erfolg wird bald vernichtet, denn Massena läßt die Kürrassiere vorrücken, welche ganze Massen überreiten, die Ihrigen befreien und bis an die Vorstadt dringen. Der herabgelassene Schlagbaum hemmt einen Augenblick lang ihren Andrang; indessen stürzt Salis mit dem fünften Bataillon der Wiener-Freiwilligen aus der Stadt und verdrängt den Feind, — eine neue Verstärkung bringt diesen unter die Stadtmauern, Marmont dringt von

der andern Seite vor, ein mörderischer Kampf entwickelt sich, — Massena's Vedetten plänkeln schon in den Gassen, — der unglückliche Ausgang für die Oesterreicher war fast unzweifelhaft, — da erscholl plötzlich der Ruf: Das Feuer eingestellt! — Waffenstillstand!

Es war gegen sieben Uhr Abends.

Fürst Liechtenstein war nämlich gegen den Abend innerhalb der französischen Vorposten angelangt, und sein Antrag auf einen Waffenstillstand wurde von Napoleon angenommen.

Die Erbitterung der französischen Soldaten bei dieser Nachricht war so groß, daß sie die beiden Parlamentäre Marbot und d'Aspre bei den Bemühungen, dem Gemetzel ein Ende zu machen, verwundeten.

Mit den Worten: Es ist Blut genug geflossen! unterzeichnete Napoleon noch in derselben Nacht die Akte.

Diesem Waffenstillstande zufolge, der einen Monat dauern sollte, verlor Oesterreich neun Millionen Einwohner und fast den dritten Theil der Ländereien.

Zu Komorn wurden Maßregeln zum ferneren Kriege getroffen, der nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder beginnen sollte, der Schauplatz sollte jetzt nach Ungarn verlegt werden, — der Erzherzog Generalissimus kannte aber die gelähmte Begeisterung des Volkes besser, seine Ueberzeugung konnte sich mit jener des kriegslustigen Hofes nicht einen, er erließ daher folgenden Tagsbefehl, welcher seinen gefaßten Entschluß verkündigte:

„Sehr wichtige Ursachen haben mich zu dem Entschlusse bewogen, Se. Majestät zu bitten, das mir anvertraute Armeekommando wieder abzunehmen. Ich habe gestern die Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers und zugleich den Befehl erhalten, den Oberbefehl an den General der Reiterei, Johann, Fürsten von Liechtenstein zu übertragen.

„Indem ich die Armee verlasse, nehme ich den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksale. Die vollkommene Ueber-

zeugung von ihrer Tapferkeit, das Zutrauen, das ich in sie setze, und eine beständige Gewohnheit, ihr meine Bemühungen zu weihen, machen mir diese Trennung ungemein schmerzhaft. Ich schmeichle mir, daß sie dieses Gefühl theilt und erwiedert.

Littau, den 31. Juli 1809.

Karl,
Erzherzog."

Dieses Ereigniß wirkte wie ein Blitzschlag auf Oesterreichs Völker.

Erzherzog Karl zieht sich von dem Schauplatze zurück und mein Gemälde verliert einen seiner Helden!

Ich bin bisher in der Darstellung meiner inneren, festen Ueberzeugung gefolgt; wenn vielleicht manches Irrige mit einfloß, so ist dieß nicht die Folge einer erheuchelten Gesinnung, sondern meiner unzulänglichen Beurtheilungskraft.

Mein Gemälde, ich erkenne es zu gut, hat der Fehler eine Menge, mein schwaches Talent reichte nicht hin, alle diese historischen Begebenheiten in gehörige Verbindung zu bringen, der Umfang wäre zu riesig geworden, auch wollte ich mich nicht gegen die Wahrscheinlichkeit versündigen, und in einer Zeit, die uns so nahe liegt, erdichtete Charaktere mit wirklichen Personen auf eine Weise in Kollision bringen, der man gleich vornherein das Interesse der Täuschung raubt; aber für diese Mängel, für diese Zerstücklung glaube ich meinen Lesern Ersatz geboten zu haben, und dieser ist — Wahrheit und historische Treue!

Mein Buch liefert ein getreues Bild der Schicksale Wiens in's Besondere und des österreichischen Kampfes im Allgemeinen im Jahre 1809!!

## V.

Julie war seit einiger Zeit von einem tiefen Kummer befallen. Sie hatte vergebens gehofft, daß die Zudringlichkeit der Herren Militärs endlich ein Ende nehmen würde. Einer andern Tänzerin würde dieß viel Vergnügen verschafft haben, allein bei Julie, die sich mehr einem einsamen, stillen Leben hinneigte, brachte es die entgegengesetzte Wirkung hervor; sie wurde mißmuthig, traurig, ihre Liebe zu Staps machte ihr am Ende diese Lage ganz unerträglich.

Eines Nachmittags kam der junge Mann auf Besuch und fand die Geliebte nachdenkend auf dem Sofa.

Julie suchte sich in ihre gewöhnlich heitere Stimmung zu zwingen, was ihr aber nicht gelang.

Friedrich merkte die Veränderung und frug um den Grund derselben,

Es ist nichts, mein Lieber! entgegnete sie ausweichend, denn sie hatte bisher sorgfältig vermieden, diesen Punkt zur Sprache zu bringen.

Sie wollen mich täuschen, theuere Julie! versetzte Staps, ich kenne Sie zu gut, um nicht auf eine gewisse Unruhe schließen zu dürfen; wenn Sie mich lieben, so verhehlen Sie mir nichts.

Es gibt gewisse Dinge mein Freund, über welche wir Frauen nicht leicht mit Männern sprechen können und besonders mit Männern, die unserem Herzen theuer sind.

Sie trauen mir also nicht?

Sie wollen mich mißverstehen —

O nein, meine Freundin! Ich bin nur der Meinung, daß Sie mich hinlänglich kennen sollten, und daß wir uns nahe genug stehen, um mir Alles — Alles zu sagen, was Ihnen Unruhe, oder vielleicht gar Kummer macht.

Julie sah ihn mit ihren treuen Augen an und antwortete: Mein theurer Friedrich, fordern Sie es nicht, es fällt mir schwer, mit Ihnen über diesen Gegenstand zu sprechen, es könnte Sie vielleicht beunruhigen. —

Ich will lieber Alles, als die Pein der Ungewißheit ertragen; sprechen Sie, theure Julie! Seien Sie aufrichtig, ich bitte Sie. —

Was mir Kummer schafft, sind Folgen meiner öffentlichen Stellung, lästige Bewerbungen. —

Und glauben Sie, daß ich Sie so wenig kenne, um irgend ein Mißtrauen in Sie zu setzen?

Ich bin überzeugt davon, mein Friedrich; dieß mindert aber das bittere Gefühl nicht, welches mir jene lästigen Zudringlichkeiten verursachen; es ist gerade so, als ob sie mir von Jemandem wie Wespen an den Hals gesetzt würden.

Sie sind eine Rose, die sich von Insekten umschwärmt sieht. —

Diese Thiere, mein Freund, sind aber sehr lästig und ihre Schwärmerei ist sehr bitterer Art; sie versetzt mich in die Lage des ewigen Abwehrens, und dieß raubt mir die Ruhe — und macht mir Kummer. —

Warum sind Sie so liebenswürdig!

Sie können noch scherzen?

Schließen Sie daraus auf meine Ruhe, die doch nur ein Kind des Vertrauens sein kann. —

Sie können ruhig sein, wenn ich leide?

Liebe Julie! Sie sollen sich aber nicht grämen, Sie sollen nicht leiden! Wenn die Herren sich überzeugt haben werden, daß sie sich in Ihnen getäuscht, so werden sie sich beschämt zurückziehen. —

Einige thun dieß wohl, Andere sind aber um so zudringlicher.

Was ist nun in der Sache zu thun?

Ich habe bereits darüber nachgedacht; es gibt nur zwei Mittel, entweder ich verlasse Wien, oder ich ziehe mich wieder zurück. —

Sie wollen die Stadt verlassen? rief Friedrich erschreckt.

Julie sah ihn staunend an.

Warum ergreift Sie dieß so, mein Freund? fragte sie nach einer Weile.

Weil wir uns dann wieder trennen müßten, ich darf von Wien noch nicht scheiden. —

Sie dürfen nicht?

Nein, theure Julie, ich darf nicht.

Ich will nicht weiter in Sie dringen, lieber Friedrich, aber ich hoffe, daß Sie mir dieses Räthsel bald lösen werden. Ich verbleibe also noch in Wien, hören Sie, ich bleibe —

Mir zu Liebe! rief der Jüngling und küßte sie freudetrunken.

Nach einer Weile begann Julie wieder: Nun bliebe mir also nur Eines übrig, und dieß ist, die Bühne zu verlassen.

Glauben Sie, daß Ihnen dieß etwas nützen würde?

Die Tänzerin sann eine Weile nach und sagte: Ich hoffe —

Ihre Hoffnung würde Sie täuschen, man würde Sie zu finden wissen.

Was soll ich also thun?

Ihre Gesinnung bewahren.

Sie haben Recht; doch nun schweigen wir über diesen fatalen Punkt und sprechen wir von etwas Angenehmerem.

Recht gerne, meine angebetete Julie; lassen Sie uns in den Stunden des seligen Beisammenseins im Bewußtsein unserer Liebe schwelgen und glücklich sein.

Ja, sagte Julie freundlich lächelnd, wir wollen glücklich sein!

Wie fangen wir es an?

Ganz einfach, wir wollen von unserer Liebe sprechen.

Von der Liebe! Nun gut, wir wollen von unserer Liebe sprechen.

Von der Zukunft!

Staps wurde traurig und antwortete ernst: Von der Zukunft wollen wir nicht sprechen.

Warum nicht, lieber Friedrich?

Weil die Zukunft, noch ein ungeboren Kind, im Schooß der Zeiten ruht, und weil von solchen Kindern nicht gut reden ist; die Zeit ist eine Königin, wir sind die Unterthanen und harren des Thronfolgers, den sie uns gebären soll; in seiner Hand ruht die Wohlfahrt der Nationen, mit Bangen sieht man daher seinem Keimen, Wachsen und Wirken entgegen, man weiß nicht, ob er seine Sendung begreifen und die Hoffnungen der Millionen verwirklichen wird; man harrt ängstlich lauschend ihm entgegen und sieht am Ende, wie sehr man sich betrogen hat; nein, nein! Nichts davon; lassen Sie uns schweigen, von der Zukunft ist nicht gut sprechen. Wir wollen bei der Gegenwart bleiben und den flüchtigen Moment genießen, wer weiß, ob und wann er wiederkehrt. Sagen Sie mir, theure Julie, lieben Sie mich? —

Von ganzem Herzen!

Ihr Auge glüht, Ihre Hand bebt in der meinen, ich erkenne, daß Sie wahr gesprochen. Ich würde Ihnen auch meine Gefühle gestehen, allein ich will Ihnen eine glückliche Stunde verschaffen, und der Mensch ist nie glücklicher, als wenn er demjenigen, dessen Liebe er kennt, die seine gestehen kann.

Ich kann Ihnen in Ihrem Ausspruche nicht ganz beipflichten.

Sie glauben also —

Daß es unentschieden ist, ob derjenige Theil glücklicher ist, der ein Geständniß ablegt, oder derjenige der es anhört.

Sagen Sie mir, wer ist glücklicher, derjenige, der seine Gefühle in Worte ausströmen kann, oder der, welcher dieß anhören und stumm bleiben muß?

Halt, halt, mein Freund! Ich muß Ihnen entgegentreten. Wohl ist derjenige glücklich, der sprechen darf, allein, ist derjenige stumm, der anhört? Nein, er fühlt, und nicht in den Worten liegt das Glück, sondern in den Gefühlen; die Worte verkörpern nur den Gedanken und verdolmetschen die Gefühle. Derjenige, der seine Empfindungen in Worte ausströmt, ist glücklich; derjenige aber, der sich im Geiste an diese Worte schmiegt, dessen Gefühle still durch die Herzensräume wehen, dessen Mund und Auge geschlossen, vor Allem, was irdisch ist, dessen Seele allein thätig ist, diese Töne einzusaugen, derjenige ist mehr als glücklich, er ist selig!

Ich kann Ihnen noch kein Recht zugestehen, liebe Julie! nahm Staps das Wort; wenn Gefühle allein das höchste Glück gewähren, warum drängt es uns also, dem Gegenstande, den man liebt und von dem man weiß, daß man wieder geliebt wird, diese Liebe zu gestehen? So lange Menschen sind, hat es gewiß noch kein Liebespaar gegeben, das vor dem Geständnisse vollkommen glücklich gewesen wäre; im Worte muß also jener Zauber liegen, der die Gefühle, diese Herzensblumen erst duften macht, so wie der Sonnenstrahl es bei wirklichen Blumen thut.

Julie schüttelte ungläubig den Kopf und erwiderte: O nein, mein Freund, nicht das Wort, sondern das Bewußtsein macht das Glück der Liebe; in Ihrem Sinne könnte der Stumme, dem der Himmel die Wohlthat der Sprache nicht verliehen hat, auch niemals ganz glücklich sein, weil er von seinen Gefühlen nicht sprechen kann. —

Der junge Mann erwiderte lächelnd: Und in Ihrem Sinne wäre wieder der Taube zu bedauern, weil er das süße Geständniß nicht hören und dabei nicht selig sein kann. —

Julie lachte hell auf und rief: Sie sind zu kritisch, lieber Friedrich! In meinem Sinne bedarf man nur des Herzens; vom Herzen aus strömt das höchste Glück der Liebe, und kein Wort der Welt kann dieses Glück erhöhen, die Liebe ist ein zu hehres Gefühl, als daß es sich durch Worte ausdrücken lassen sollte; wie könnten also Worte ihr Glück noch vergrößern? Die Liebe bedarf keines andern Dolmetschers als des Blickes, ein Augenstrahl entzündet, erhellt den Herzensraum, und man erkennt das neugeborne Wesen; bei Einigen ist dieß ein Kind, welches zum Riesen erwächst, bei Andern aber ist's im ersten Augenblick ein Riese, der geharnischt und in voller Kraft da steht. So, mein Freund, ist die Liebe, und so fühle ich sie!

Friedrich schloß die Theure in seine Arme, und rief: Ich erkläre mich für überwunden! Sie haben Recht, das Wort ist Nichts, gar Nichts, aber Ihr Wort hat mich doch zum glücklichsten Menschen gemacht!

Julie mußte trotz ihrer Begeisterung auflachen und entgegnete: Sie sind hartnäckig, starrsinnig, nun denn, so bleiben Sie ein verstockter Sünder, ich ziehe meine Hand ab von Ihnen —

Nur nicht die Lippen! scherzte der junge Mann und drückte ihr einen heißen Kuß auf dieselben.

Julie lehnte beglückt in seinen Armen und sagte unter Thränen: Da wir also nicht wissen, auf wessen Seite das Recht sei, so wollen wir, um ganz gewiß des höchsten Glückes theilhaftig zu sein, gestehen und anhören zugleich. —

Und das ist am Ende auch das Wahre, entgegnete Friedrich; darum vernehmen Sie, daß auch ich sie unendlich liebe.

So ist's recht! rief Julie, Sie lieben mich, ich liebe Sie, bedarf es mehr, um selig zu sein?

Einige Stunden waren blitzschnell verrauscht und Staps verließ freudeberauscht die Geliebte.

Julie blieb nicht lange allein; ein junger Militär ließ sie durch die Dienerin um einige Augenblicke Gehör ersuchen, indem er ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Die Tänzerin gewährte es.

Der Garde-Kapitän Alphons Letroix trat in's Gemach.

Julie empfing ihn mit gemessenem Anstande.

Mademoiselle, begann er in französischer Sprache, ich bin der Garde-Kapitän Letroix. Ich bin einer von Jenen, die Sie entzückt haben und der Sie sehr hoch verehrt.

Meine Kunst — Herr Kapitän — wollen Sie sagen. —

Nein, Mademoiselle! Sie, Ihre Persönlichkeit. Nehmen Sie meine Freimüthigkeit nicht übel, ich kam nicht hieher, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen, sondern mir über gewisse Dinge Aufklärung zu verschaffen. Ihre Erscheinung hat eben so wie bei vielen Andern auch meine Aufmerksamkeit erregt. Wir Franzosen sind leicht empfänglich und heißblütig; Ihr Stand, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, erweckte in mir den Gedanken, mich Ihnen zu nähern, und ich glaubte auf keine besondern Hindernisse zu stoßen. Ich schrieb Ihnen, meine Billets kamen unerbrochen zurück. Ich suchte mich Ihnen zu nähern, Sie ließen mich nicht vor. Ich wäre, trotz meinem heißen Verlangen, Sie näher kennen zu lernen, doch schon von meinem Vorsatze abgestanden, allein ich wurde von einem jungen Mann, der schon lange in Wien ist, mit Nachrichten bedient, die mich nur aufmuntern mußten, denn seinen Aeußerungen zu Folge sollen Sie vor unserer Ankunft nicht so strenge gewesen sein. —

Herr Kapitän!

Mademoiselle! Ich bitte, lassen Sie mich zu Ende kommen, mein Zweck ist nicht, Sie zu beleidigen, sondern Sie von dem in Kenntniß zu setzen, was mich aufmunterte, und Ihnen meine Zudringlichkeit erklärlich machen muß. Daß mich die Reden jenes jungen Mannes nur noch mehr in's Feuer brachten, können Sie sich leicht vorstellen; ich wollte mir eine Unterredung mit Ihnen ertrotzen, und gab solcher

Weise Veranlassung zu jenem tumultuarischen Auftritte beim Theater, von dem Sie gewiß nicht geahnt haben werden, daß Sie die unschuldige Ursache desselben waren. Nach der Hand sah ich freilich ein, daß ich unüberlegt gehandelt hatte, allein das Geschehene ließ sich nicht ändern, und ich that wenigstens so viel, daß ich bei der Untersuchung einen andern Grund vorschützte, damit Ihr Name nicht in's Spiel kam. Seitdem behielt ich Sie im Auge, und so viel ich mir auch Mühe gab, ich erfuhr nie, daß Sie gegen irgend Jemand anders gehandelt hätten, als gegen mich; das söhnte mich mit Ihnen aus, und Ihr Benehmen flößte mir Achtung ein. Zugleich aber erwachte min Mißtrauen gegen jenen jungen Mann; ich begann zu ahnen, daß ich das Werkzeug eines Menschen gewesen sei, der nichts Anderes bezwecken wollte, als mich aufzureizen, um Sie mit meinen Anträgen zu belästigen. Ich forschte bei Mehreren, welche mit dem jungen Mann bekannt waren, und fand, daß er bei Jenen dasselbe Manöver gemacht hatte, wie bei mir, und daß er uns Alle mit Angaben bediente, die, wie wir jetzt deutlich sehen, erlogen waren, um Sie zu kränken. Ich kam nun hieher, um Ihnen dieß mitzutheilen, und Sie zu fragen ob Sie mit jenem Manne in irgend einer Verbindung gestanden, oder vielleicht noch stehen.

Wie ist sein Name?

Charles Delour.

Den Namen kenne ich nicht, aber wollen Sie, Herr Kapitän, mir seine Persönlichkeit beschreiben?

Alphons that dieß.

Er ist es, es ist Karl, oder Ferdinand Miller, wie er sich auch nannte, der Spion!

Wie, ein Spion?

Ja, Herr Kapitän! ein Agent, der im Interesse der französischen Regierung im vorigen Winter hier in Wien lebte, und mich in sein Netz ziehen wollte; da ich ihm aber

entschlüpfte, so verfolgt er mich seitdem, und sucht mich auf alle mögliche Weise zu beunruhigen. —

Welch' ein Elender! Sie glauben gar nicht, Mademoiselle, wie viel Mühe sich dieser Mensch gab, uns gegen Sie aufzureizen. Ich erkannte dieß Alles erst, als ich mich mit den Andern in's Einverständniß setzte.

Herr Kapitän, Sie sind ein Ehrenmann, Ihr heutiger Schritt überzeugt mich davon. Was Ihnen der Elende auch gesagt haben mag, glauben Sie meinen Worten, es ist Unwahrheit gewesen. Ich bin ein deutsches Mädchen, und habe nie daran gedacht, von meiner Stellung einen andern Gewinn zu ziehen, als jenen, der mir auf die ehrlichste Weise zukommt. Ich habe mich bisher jedem Umgange entzogen, und werde nie zu bewegen sein, den Pfad zu verlassen, den ich bisher gewandelt bin. Dieß Geständniß aus dem Munde einer Tänzerin mag Ihnen vielleicht sonderbar scheinen, allein ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht lüge, nicht heuchle.

O, ich glaube Ihnen, Mademoiselle! rief Alphons, und ich bin überzeugt davon. Es thut mir jetzt doppelt weh, Sie nur nach dem Scheine beurtheilt zu haben. Was mein Benehmen Ihnen gegenüber anbelangt; so können Sie mir glauben, Mademoiselle, daß ich nie so weit gegangen wäre, wenn ich nicht durch jenen Elenden in meinem Wahne bestärkt worden wäre; doch soll er es nicht umsonst gethan haben, ich will sein Spiel entlarven, ich will den Verfolgungen des Elenden ein Ende machen, Sie sollen von ihm befreit werden. Nun, Mademoiselle, leben Sie recht wohl, ich scheide von Ihnen und werde Sie nicht mehr sehen, aber Sie werden von mir hören und mit meinem ferneren Benehmen zufrieden sein. Nehmen Sie die Versicherung meiner unbegränzten Achtung, und sollten Sie je meiner Hülfe bedürfen, so wenden Sie sich an mich, der Gardekapitän Letroix wird jeden Augenblick bereit sein, Ihnen beizustehen. Möge sie der Himmel in seinen gütigen Schutz nehmen.

Er küßte der Tänzerin die Hand und eilte von dannen. Julie sah den Edlen nicht ohne Gefühl scheiden.

* * *

In Milano's Kaffee auf dem Kohlmarkte saßen wieder mehrere Offiziere beisammen; es waren Jene, welche wir bereits einmal dort versammelt fanden.

Nun, Herr Lieutenant, sagte der alte Chasseur, Sie haben sich schon lange nicht sehen lassen, wo steckten Sie denn?

Der Gefragte antwortete ausweichend: Im Dienst. —

Ah so, das ist etwas Anderes, ich habe vom Profosen munkeln hören.

Der junge Offizier wurde roth und entgegnete: Mein Herr, wenn dieß auch der Fall gewesen wäre, so ist hier nicht der Ort, davon zu sprechen.

Der Offizier blickte um sich und sagte dann trocken: Wir sind ja unter uns —

Was liegt auch daran, setzte der Grenadier hinzu, es haben schon größere Herren im Loche gesteckt. —

O ja, antwortete der bekannte Artillerie-Offizier, ich weiß sogar, daß unser Kaiser im Arreste saß, aber damals war er noch in der Kriegsschule zu Brienne.

Da war er ja noch nicht einmal Artillerie-Lieutenant!

Freilich nicht, und heute ist er Kaiser von Frankreich, der Mann ist schrecklich schnell avancirt; ich fürchte immer, es wird bei uns etwas langsamer gehen.

Das glaub' ich auch! rief der alte Chasseur.

Macht nichts, tröstete sich der Artillerist, ich resignire auf jede Würde, ich bin nicht ehrgeizig; wenn ich an der Spitze meiner Batterie stehe, so dünk' ich mich immer ein Herzog oder Fürst zu sein; meine Kanonen sind meine vereinigten Königreiche und die Kanoniere meine Staatsdiener, die Munitionskarren das sind meine Schatzkammern, und

wenn es in meinen Reichen zu brummen anfängt, so zittert die ganze Nachbarschaft.

Aber Eines haben Sie vergessen!

Nun, und das wäre?

Wo haben Sie Ihre Herzogin oder Fürstin?

Diese Rolle spielt meine Bella.

Wer ist diese Bella?

Mein Reitpferd.

Alle lachten.

Ich versichere Sie, meine Herren! fuhr der Artillerist mit einem unverwüstlichen Ernst fort, meine Bella hat sehr liebenswürdige Eigenschaften. Sie läßt sich gerne putzen, und bläht sich nicht auf, wenn sie geschnürt wird; wenn ich sie streichle, so schnauft sie, und wenn sie die Reitpeitsche sieht, so stellte sie sich auf die Hinterfüße; sie liebt den Zucker und trinkt auch Kaffee, wenn er süß ist; sie läßt sich leicht lenken, und wenn sie meinen Sporn fühlt, so kommt sie in die Hitze.

Das ist ja ein wahrer Schatz von einer Gefährtin! rief der Grenadier.

Das will ich meinen, versetzte der Frühere; aber zur Steuer der Wahrheit muß ich gestehen, daß sie auch einen bedeutenden Fehler hat.

Und dieser ist?

Sie kennt keine Treue. Wenn ich nicht bei der Hand bin, läßt sie auch einen Andern aufsitzen.

In diesem Augenblick trat Alphons Letroix in die Gesellschaft.

Ach, guten Abend, Kapitän!

Guten Abend, meine Herren! War Charles Delour nicht hier?

Noch nicht, erwiederte der Lieutenant, aber er versprach mir heute Vormittags, daß er gegen den Abend hieher kommen werde.

Dann will ich ihn auch hier erwarten, sagte Alphons, und nahm bei der Gesellschaft Platz.

Ich bemerke, begann der Chasseur, daß sich unsere jungen Herren seit einiger Zeit sehr um den Herrn Charles Delour herumthun, was mag hievon die Ursache sein?

Ich glaube sie zu errathen, sprach der Grenadier.

Das ist wahrhaftig nicht schwer, lachte der Artillerist, man sucht immer den Umgang desjenigen, der es versteht, unseren Schwächen zu schmeicheln; Herr Charles ist die geistige Verbindungsbücke zwischen den jungen Herren und der schönen Tänzerin, das ist das Räthsel. Ich glaube aber immer, die Brücke wird nicht Stich halten. So lange ich dergleichen Feldzüge mitgemacht habe, war meine Maxime eine ganz andere; ich habe mich nie auf Alliirte, sondern immer auf meine eigene Macht verlassen. Meine Art, anzugreifen, war sehr verschieden; war's eine Grisette, oder sonst ein Ding von leichtem Kaliber, so rückte ich mit klingendem Spiele vor, und bezog die feindliche Stellung wie eine Friedensgarnison; war's irgend eine ländliche Unschuld, so ein dummes, unwissendes Ding, so näherte ich mich verkappt der Festung und schlich mich in dieselbe ein; bei eigensinnigen Stadtschönen habe ich die Leitererſteigung der Geduld meistens mit gutem Erfolge angewendet; mannsüchtige Witwen wurden bombardirt, und leichtsinnige Frauen im Sturme genommen.

Und sind Sie da immer zum Ziele gekommen?

Seltene Ausnahmen abgerechnet, immer! Manchmal mußte ich freilich mit langer Nase abziehen, aber das derangirte mich nicht; ich sammelte mich und rückte auf eine neue Fronte wieder vor. Aber einige Male erging es mir gerade so, wie uns bei Eßlingen, ich rechnete mir den Sieg zu, verließ aber fürchterlich geschlagen und zugerichtet das Schlachtfeld; mein Heer war abgemattet, der Munitionsvorrath verschossen und das Geschütz demontirt.

Die Offiziere lachten, und der Artillerist rief: Mir war's in solchen Fällen nicht lächerlich zu Muthe, meine Herren, denn Sie werden mir zugestehen, ein solcher Feldzug hat schlimme Folgen, und man sieht sich oft zu einem sehr nachsheiligen Waffenstillstande gezwungen; um dem Allen auszuweichen, habe ich mich jetzt ganz von diesem Kriegsschauplatze zurückgezogen und überlasse den Jüngeren das Schlachtfeld. Mögen sie sehen, wie sie aus dem Spiele kommen. Ich wasche meine Hände in Unschuld und denke: heute mir, morgen Dir! Doch sieh' da, der Herr Charles Delour kommt, allons Messieurs! Der Vertraute ist da.

Einige Offiziere grüßten den Angekommenen; dieser erwiederte den Gruß und näherte sich unverzüglich dem jungen Gardekapitän.

Alphons saß ruhig da und richtete seinen Blick auf Charles.

Guten Abend, Herr Kapitän.

Dieser gab keine Antwort.

Warum so mürrisch, mein Herr?

Ich denke eben nach.

Worüber, wenn's zu fragen erlaubt ist?

Ueber die Art und Weise, wie ich meine Unterhandlung mit Ihnen beginnen soll.

Welche Unterhandlung?

Sagt Ihnen Ihr Gewissen nichts?

Mein Gewissen?

Mein Herr! Sie sind ein Lügner, ein Verleumder!

Herr Kapitän! —

Ich glaube gar, Sie unterstehen sich, eine drohende Miene anzunehmen? Meine Herren! kehrte er sich zu den Anderen, ich rufe Sie hier als Schiedsrichter und zugleich als Zeugen auf. Was verdient Derjenige, welcher Männer von Ehre, Offiziere, durch Lügen zu täuschen sucht, und diese Lügen den Ruf einer ehrenvollen Dame beflecken?

Charles wurde verlegen.

Was verdient ein solcher Nichtswürdiger? fragte Alphons noch einmal.

Züchtigung! riefen Einige.

Man soll ihn arquebusiren! setzte der Artillerist hinzu.

Herr Charles Delour, fuhr der junge Kapitän fort, ich erkläre Sie hiemit für einen Lügner und Verleumder! Sie haben uns belogen, und die Tänzerin Julie als eine leichtsinnige Dame geschildert; wir sind drei Offiziere, und Jeder kann diese Aussage bestätigen. Ist dieß wahr, oder nicht?

Ja, entgegnete der Andere betreten; aber Herr Kapitän, Sie werden sich doch nicht zum Ritter einer Tänzerin aufwerfen? —

Ja, mein Herr, das werde ich, nicht nur zum Ritter einer Tänzerin, sondern auch zum Ritter einer Bettlerin, wenn ein nichtswürdiger Bube ihr das Einzige noch rauben will, was sie besitzt.

Herr Kapitän, Sie wagen es —

Schweigen Sie — Sie sind ein Elender —

Meine Ehre! —

Ihre Ehre? Mißbrauchen Sie das Wort nicht; seit wann besitzen Agenten und Spione Ehre?

Mein Herr! Ich bin Kommissär.

Es ist gut, daß Sie es sind, sonst müßte ich es unter meiner Würde halten, mit Ihnen anzubinden. Was erwiedern Sie also auf meine Beschuldigung?

Ich, — ich finde es sonderbar —

Ich wiederhole es noch einmal, Sie sind ein Verleumder, ein Lügner, ein Nichtswürdiger! —

Dieser Schimpf —

Fordert Blut, ganz recht, endlich beginnen Sie, mich zu begreifen.

Nun gut, wir stellen uns —

Wann und wo? fragte der Kapitän rasch.

Am Tage nach dem Geburtsfeste des Kaisers, Früh um die siebente Stunde. —

Die Waffen?

Pistolen.

Der Ort?

Der Friedhof vor Mariahilf.

Meine Herren, Sie sind Zeugen! wandte sich der Kapitän zu den Uebrigen.

Die Offiziere bejahten, es waren auch augenblicklich Einige da, welche sich zu Sekundanten anboten.

Auch ich bin dabei, rief der Artillerist, es thut mir nur leid, daß ich nicht mit meiner Waffe auf dem Kampfplatze erscheinen kann. —

Sie können ja einen Vierpfünder auf dem Rücken mitbringen! erwiederte der Grenadier.

Ich werde mir's überlegen, erwiederte der Artillerist, und die Unterhaltung wurde so fortgeführt, als ob gar keine Störung vorgefallen wäre.

Als Charles Delour sich erhob, um das Lokal zu verlassen, ging Alphons auf ihn zu und sprach: Noch Eines, mein Herr! Sie haben bemerkt, daß ich Ihre Machination kenne, ich muß nur noch hinzufügen, daß ich Ihnen in Bezug auf die verfolgte Dame alles Schlimme zutraue. Wagen Sie es ja nicht, irgend Etwas gegen Julie zu unternehmen, denn ich werde diese Angelegenheit beim Gouverneur und Polizei-Intendanten bekannt machen, damit man Ihr Treiben erkenne und Ihnen das unverdiente Zutrauen entziehe. Und nun überlasse ich Sie Ihrem Gewissen und der Reue, denn ich, ich habe einen sichern Schuß — dessen können Sie versichert sein!

Der Kapitän nahm wieder bei den Offizieren Platz und Charles verlor sich aus dem Kaffeehause . . . — — — — In derselben Nacht befand sich Staps in seiner Wohnung.

Es war schon Zeit, das Lager zu suchen, aber der junge Mann saß noch nachdenkend am Tische, der Schlaf floh ihn, düstere Gedanken umrauschten ihn wie scheue Nachtvögel.

In dieser Stunde gedachte er Julien nicht, in dieser Stunde war jedes freundliche Bild in seinem Innern erloschen, jede süße Erinnerung vertilgt, jedes sanfte Gefühl stumm.

Die Augen des jungen Mannes glühten, die Stirn war in finstere Falten gezogen, die Lippen zusammengepreßt, die Hände geballt.

So saß er da.

Jetzt kehrte er den Blick nach oben und sprach: So ist denn auch diese Hoffnung geschwunden, so hat der Fürchterliche wieder gesiegt und steht mächtiger als je da! Bin ich deßhalb hieher gekommen, um seinen Ruhm zu schauen? Ich wollte ihn erniedrigt, geworfen, gestürzt erblicken, und sehe ihn erhoben, erhoben durch seine Macht, durch die Ueberzahl seiner Bajonette! So hat denn die Gewalt noch nicht ihr Ende erreicht, so liegt nun auch das arme Oesterreich wieder zu seinen Füßen, zerschlagen und besiegt, und der grimme Sieger wird ihm den Eisenfuß auf die Brust setzen, und erpressen, was seiner Willkür beliebt! Wie wird dieß Alles enden? O, Du mein armes, deutsches Vaterland, das Ende Deiner Schmach ist noch nicht gekommen, Du wirst noch ferner von dem Fremdlinge geknechtet bleiben, für Deine Unglückskinder hat die Stunde der Erlösung noch nicht geschlagen!

Wohin sind die schönen Hoffnungen gekommen, denen ich und Tausend Andere seit der Schlacht bei Aspern Raum gaben? Sie sind vernichtet, vernichtet seit er bei Wagram gesiegt!

Nun steht er da, unerschütterlich mit dem eisernen Arme die Zügel des halben Welttheils haltend, sieht mit dem fin-

stern Blick um sich, als ob er fragen wollte: Wo ist ein Mächtigerer als ich?

Und wie hab' ich mich gefreut, daß Deutschlands tiefste Erniedrigung nun bald ein Ende nehmen werde, wie jubelte meine Brust dem Augenblicke der fränkischen Demüthigung entgegen? Und nun, nun ist meine Freude zerstoben, auf lange! — Auf lange? Sollte es kein Mittel geben, dieser Fremdenherrschaft ein Ende zu machen? — Wer trägt die Schuld daran? Er — er allein! — Der Tirann! — Der Despot! — Mit seinem Ende hörte auch Deutschlands Schmach auf — und sein Ende —

Er schwieg einen Augenblick lang — dann sprang er auf, sein Auge rollte fürchterlich, sein Körper bebte, die Hände waren gegen den Himmel gestreckt.

Er stammelte: Gott — mein Gott! — Welch' ein Gedanke durchblitzt meine Seele — sein Ende — der Gedanke — er konnte nur von Oben kommen — wie es mir siedend heiß durch die Pulse fährt, welch' eine Kraft durchglüht mich — sein Ende — bin ich noch derselbe, der ich war, oder hat der Himmel mich gestärkt, gekräftiget — ja, ja, — sein Ende — der Himmel hat mir's geheißen, von ihm nur kam der Gedanke, von ihm der Befehl; ich bin dazu auserlesen, sein Ende herbeizuführen! Ja, ich bin der Erwählte, mich hat der Himmel erkoren, das deutsche Vaterland, die geknechteten Völker zu befreien, ich — ich allein bin zum Märtyrer für alle Anderen ausgesucht, mir ist die selige Sendung in dieser nächtlichen Stunde geworden, und ich will diese Sendung erfüllen!

Einen Moment blieb er still, dann sank er auf die Knie, hob die Rechte zum Schwur und legte die Linke auf die hämmernde Brust.

Sein Auge war entzückt gegen die Decke gekehrt.

Er rief: Du Gott meiner Väter, Du dreimal heiliger Herr aller Heerscharen, Du stehst jetzt so lebhaft vor meinen Augen, daß ich Dich in Deiner göttlichen Majestät

schaue; ich höre Dein Gebot, das mir zuruft, zu thun, was ich beschlossen; ich schwöre Dir's daher, bei meinem Leben, bei meinem ewigen Heil, bei Allem, was es auf der Erde und im Himmel nur Erhabenes geben kann, ich schwöre Dir's bei dem Namen Deines Sohnes, der für die Menschheit am Kreuze starb, ich schwöre Dir's bei allen Martern, die Christus, der Herr, gelitten hat, daß ich Dir gehorchen will, daß ich meinen Vorsatz ausführen werde! Möge mir, wenn ich diesen Schwur breche, keine frohe Stunde mehr werden, möge mich die Pein ewiger Verdammniß treffen! Napoleon muß fallen, fallen durch meine Hand! Deutschland muß frei werden, frei werden durch einen deutschen Jüngling!

Er schwieg.

Er erhob sich langsam.

Schwer aufathmend stand er da.

Tiefe Stille.

Es schien ihm, als ob von seiner Seele eine Centnerlast gefallen wäre.

Sein Blick wurde freundlicher.

Die Stirne entfaltete sich.

Um die Lippen spielte wieder das angenehme Lächeln.

Sein Körper gewann die feste Haltung wieder.

Juliens Bild tauchte vor seiner Seele auf.

Er faltete die Hände und lispelte: Meine theure, meine süße Julie! Du schläfst jetzt so ruhig, träumst von Deinem Friedrich, und ahnest nicht, welch' einer heiligen Sendung ihn der Himmel gewürdigt. Schlummre nur fort, Du mein süßes Leben! Du wirst, wenn meine That vollbracht ist, stolz auf Deinen Liebling sein. Gute Nacht, meine Geliebte, gute Nacht, Tausend gute Nacht!

Er bestieg das Lager.

Der Schlummergott überschüttete ihn mit seinen Mohnkörnern.

Der Gott der Träume sendete seine Vasallen, das Lager des Jünglings mit Bildern zu umgeben, und ihn in eine schöne, fantastische Zauberwelt zu versetzen, welche, die Wirklichkeit weit überbietend, oft das unverhoffteste Glück mit einem Schlage heraufbeschwört.

---

## VI.

Der fünfzehnte Tag des Monats August ist angebrochen.

Es ist Napoleons Geburtstag!

Die Segel auf allen Donauschiffen sind gespannt, die Flaggen und Fahnen wehen lustig im freundlichen Morgen.

Die ganze französische Armee ist in Parade.

Die achte Stunde schlägt.

Die Geschütze auf den Fahrzeugen spielen.

Von den Wällen Wiens donnern sechzig Kanonen.

Alle Glocken der Stadt läuten.

In Schönbrunn ist große Parade, man hätte an diesem Tage glauben können, das reizende Lustschloß sei zum St. Cloud oder Fontainebleau geworden.

Tausende von Wienern strömten hinaus, um Zeugen der auserlesenen Pracht des französischen Hofes zu sein.

Napoleon, von seinen Marschällen und Feldherren umgeben, empfing durch den General Bubna den Glückswunsch des Kaisers Franz aus Komorn, und dieß war die erste

entschiedene freundliche Annäherung zwischen den beiden kriegführenden Mächten.

Kaiser Napoleon, nie vergessend, in der Armee eine Hauptstütze seiner errungenen Macht zu sehen, versäumte auch keine Gelegenheit, die geleisteten Dienste derselben auf's Freigebigste zu lohnen.

Er erließ an diesem Tage drei Dekrete.

Dem ersten Dekrete zufolge wurde Berthier, Fürst von Neufchatel, zum Fürsten von Wagram ernannt, und bekam die kaiserliche Domäne Chambord. Davoust, der Herzog von Auerstädt, erhielt den Titel eines Fürsten von Eckmühl und das Schloß Brühl. Massena, Herzog von Rivoli, bekam den Titel eines Herzogs von Eßlingen und das Schloß Thuars.

Der Minister Champagny wurde Herzog von Cadore; Maret Herzog von Bassano; Macdonald Herzog von Tarent; Oudinot Herzog von Reggio.

Das zweite Dekret sicherte allen im Feldzuge 1809 verstümmelten Soldaten, Offizieren und Generalen eine jährliche Pension von 500 bis 4000 Francs. Die Kinder der in diesem Feldzuge Gefallenen wurden unter die Zahl der vom Kaiser Adoptirten aufgenommen.

Das dritte Dekret verkündete die Errichtung des Ordens der drei goldenen Vließe. Auf dem dreifachen Widder sollten die Orte Brüssel, Madrid und Wien mit den Jahreszahlen ihrer Eroberung 1797, 1808 und 1809 zu stehen kommen. Der Ertrag des reichen Quecksilberbergwerkes zu Idria wurde in der Folge zur Dotation dieses Ordens bestimmt.

Um die Mittagsstunde erdröhnte zum zweiten Male der Donner der Kanonen.

Auf der ganzen Strecke vom St. Stefansplatze bis nach Schönbrunn, und auch vom Michaelerplatze bis zum Palaste des Herzogs Albert durfte sich den Nachmittag hindurch kein Wagen blicken lassen; denn vor drei Uhr erschien der Vice-Connetable und Generalmajor Berthier, der Fürst

von Neufchatel und Wagram beim Burgthor, ihn begleitete der ganze Generalstab und Hofstaat des Kaisers.

Dort wurde er von dem General-Gouvernement und Platzkommando empfangen und verfügte sich hierauf in Begleitung Aller zum Herzog Albert'schen Palaste, wo Prinz Eugen Beauharnais, der Vicekönig von Italien, residirte.

Um ein halb vier Uhr setzte sich der ganze Zug, der Vicekönig an der Spitze, in Bewegung, und ritt durch die Burg, über den Kohlmarkt und Graben gegen den St. Stefansdom zum Gottesdienst.

Linientruppen und Bürgermiliz, alle in größter Parade, bildeten auf dem Wege ein doppeltes Spalier.

In der St. Stefanskirche waren alle Civil-Autoritäten, der Erzbischof mit dem Klerus im höchsten Ornate versammelt.

Die Kirche war mit den kostbaren historischen Tapeten geziert, auf der Epistelseite stand ein Sessel mit rothsammetnem, goldbordirtem Ueberwurf, über den Sitz wölbte sich ein rothsammetner Thronhimmel, dort ließ sich der Vicekönig nieder.

Zwei Chöre, Pauken und Trompeten, 15 Trommeln durchwirbelten den Riesendom, als der Prinz das Schiff der Kirche betrat.

Nun erschien der Erzbischof mit dem ganzen Ceremoniel, ertheilte den Segen und stimmte das Tedeum an.

Die aufgeführte Kirchenmusik war von Salieri komponirt.

Der feierliche Gottesdienst war zu Ende.

Kanonen donnern wieder.

Glockengeläute durchschallt die Stadt.

Der Zug setzt sich wieder in voriger Ordnung in Bewegung und begleitet den Prinzen nach seiner Wohnung.

Der General-Gouverneur Andreossi bewirthet an einer Tafel im neuen Rittersaale sämmtliche französische Marschälle und Generale, die höchsten österreichischen Civil-

Autoritäten, zwei Majore und mehrere Offiziere der Bürgermiliz.

Zweihundert Personen nahmen an dem festlichen Mahle Theil.

Das Spiel der Kanonen währte nun fort bis zur achten Abendstunde, wo die anbefohlene Beleuchtung der Stadt und der Vorstädte begann.

Zahlreiche Patrouillen durchstreiften zur Aufrechthaltung der Ordnung die Straßen.

Daß die Wohnungen der französischen Generale und Intendanten bei dieser Beleuchtung mit schmeichelhaften Sinnsprüchen für ihren Kaiser prunkten, war gewiß; ein Bürgerhaus in Mariahilf soll die Worte enthalten haben: „**Z**ur **W**eihe **A**n **N**apoleon's **G**eburtstage!“ bei welcher die Anfangsbuchstaben das Wort „Zwang“ bildeten.

Jedenfalls ein guter Einfall, der aber sehr theuer hätte zu stehen kommen können, wenn er entdeckt worden wäre.

Während der Beleuchtung spielte auf dem Burgplatze Militärmusik.

Den Beschluß des Festes machte ein auf dem Glacis zwischen dem Burgthore und den kaiserlichen Stallungen abgebranntes Feuerwerk.

Die Ruhe und Ordnung wurden nicht gestört.

Abends war Theater in Schönbrunn.

Dieß ist die Feier des Napoleonstages in Wien! —
— — Zum grellen Gegensatze dieses Triumphes erließ Kaiser Franz am folgenden Tage von Komorn aus nachstehende Proklamation:

„Meine geliebten Unterthanen und selbst meine Feinde wissen, daß ich bei dem gegenwärtigen Kriege weder durch Eroberungssucht, noch durch gereizte leidenschaftliche Empfindung zur Ergreifung der Waffen bewogen wurde. Selbsterhaltung und Unabhängigkeit, Friede, der sich mit der Ehre der Krone verträgt, in dem meine Völker Sicherheit und Ruhe finden, war von jeher der erhabene, der einzige Zweck

meines Strebens. Das wandelbare Glück der Waffen entsprach meinen Erwartungen nicht, der Feind drang in das Innerste meiner Staaten und überzog sie mit allen Verheerungen des unversöhnlichsten Krieges und einer grenzenlosen Erbitterung, aber er lernte dabei den Gemeingeist meiner Völker und die Tapferkeit meiner Armee kennen und schätzen. Diese von ihm blutig erkaufte Erfahrung und meine stets gleiche Sorgfalt für das Glück meiner Staaten führten die gegenwärtige Annäherung zu friedlichen Unterhandlungen herbei. Meine Bevollmächtigten sind mit jenen des französischen Kaisers zusammengetreten; mein Wunsch ist ein ehrenvoller Friede, ein Friede, in dessen Bestimmungen Möglichkeit und Aussicht seiner Dauer liegen. Die Tapferkeit meiner Kriegsheere, ihr unerschütterlicher Muth, ihre warme Vaterlandsliebe, ihr Wunsch, die Waffen nicht eher als nach Erlangung eines ehrenvollen Friedens niederzulegen, können mir nie gestatten, Bedingungen, welche die Grundfesten der Monarchie zu erschüttern drohten und uns entehrten, nach so großen und edlen Aufopferungen, nach so viel vergossenem Blute für das Vaterland einzugehen. Der hohe Geist, der die Armee beseelt, ist mir und ihr Bürge, daß, sollte der Feind uns dennoch mißkennen, wir den Lohn der Standhaftigkeit einst sicher erlangen werden.

Franz."

Dieser Proklamation waren in der That Veränderungen am österreichischen Hofe vorausgegangen, denen zufolge man auf einen gänzlichen Prinzipienwechsel schließen mußte.

Der Minister Graf Stadion wurde entlassen und Graf Metternich, der mit dem General Bubna entschieden für den Frieden stimmte, trat in dessen Wirkungskreis.

Unter dem Titel eines k. k. Staatsministers trat er mit dem Generalen Grafen von Nugent als österreichischem Bevollmächtigten einerseits, und dem Minister Grafen von Champagny andererseits in Ungarisch-Altenburg zusammen, und die Friedensunterhandlungen begannen am 17. August.

Die Konferenzen wurden immer wie bei einem eigentlichen Kongresse zu Protokoll gebracht und an beide Hoflager zur Einsicht und Genehmigung mitgetheilt.

Der treffliche General Bubna erschien häufig in Schönbrunn, da Napoleon an dessen Umgang viel Geschmack fand und sich oft stundenlang mit ihm unterhielt.

*

* *

Die Handlung unseres Gemäldes führt uns nach einer längeren Abwesenheit wieder in das Haus der Trödlerin Konrad.

Egidius Brenner ist bereits vollkommen genesen, seine Wunde hatte wirklich keine andern Folgen als einen unsichtbaren Barometer hinterlassen, der den Witterungswechsel durch ein gelindes Reissen anzeigte. Brenner wohnte vorläufig als Kompagnon des Trödlergeschäftes bei Frau Servatia im Hause, und sah dem baldigen Frieden mit Sehnsucht entgegen, um mit seiner Dame den langersehnten Vermählungstag zu feiern.

Sobald die Franzosen Wien im Rücken haben, sagte Dame Konrad, treten wir zum Traualtar; so lange sie hier sind, mag ich diesen Schritt nicht thun, meine Kinder könnten sonst schlechte Patrioten werden, und das, der Himmel verzeih mir meine Sünden, will ich nicht auf meinem Gewissen haben.

An dem Vormittage nach dem Napoleonsfeste finden wir Herrn Egidi im Hofe beim Brunnen.

Er ist in Hemdermeln, trägt wieder die weißzwirnenen Strümpfe, die kurzen Hosen und Kappenstiefeln, auf dem großen Kopfe sitzt ein grünes Sammtmützchen, was aber am meisten auffällt, ist eine blaue Leinwandschürze, welche er umgebunden hat, und die ihm das Aussehen eines Hausknechtes gibt.

Egidius hat auch wirklich im gegenwärtigen Augenblicke ein derartiges Geschäft vor sich.

Er muß die Pferde füttern, jene Pferde, welche noch vor Kurzem dem berühmten St. Hilaire angehört hatten.

Es waren herrliche Thiere, ein halbes Dutzend, man konnte sie nicht schöner wünschen.

Egidius, der sich von Haus aus auf Pferdepflege verstand und auch, so wie jetzt manches Herrlein, unter Pferden aufgewachsen war, hatte seine Freude an den Mecklenburgern und ließ sich das Geschäft recht angelegen sein.

Wir finden ihn beim Brunnen, um seine Thiere mit Wasser zu bedienen.

Servatia kommt gerade herbei.

Nun, lieber Egidi, fragte sie mit auserlesener Freundlichkeit, was machen unsere französischen Araber?

O, das sind Kerle wie gewaschen! Schau sie Dir nur an, Du wirst Deine Freude an ihnen haben. Sie glänzen, als ob sie polirt wären und muthig, muthig sind sie, als ob sie den Teufel im Leibe hätten. Es ist auch kein Wunder, sie stehen schon so lange in der Kammer, im Stall, wollt' ich sagen.

Wenn es dem Himmel gefällt, werden wir ein gutes Geschäftchen machen. Komm, lieber Egidi, ich will Dir das Wasser tragen helfen, damit Du Dich nicht so anstrengst.

Das freundliche Paar verrichtete nun in liebenswürdiger Eintracht das Geschäft, und Frau Servatia schnaufte dabei, als ob ein Berg auf ihrem Herzen läge.

Als sie in die ehemalige Kammer traten, fanden sie den Majoratsherrn auf einem kleinen Schimmel sitzend, welcher die geringe Last mit geduldiger Resignation trug.

Schani, steigst Du herunter vom Schimmel! rief Servatia.

Mama, ich will reiten!

Du wirst noch zeitlich genug auf's Roß kommen; jetzt marsch fort!

Der Knabe ruschte auf seiner Manchesterhose herab und schleppte aus dem Nebenbehältnisse Heu herbei.

Schani, meng' Dich nicht in Dinge, die Dich nichts angehen, kriech' nicht immer unter den Pferden herum, Du könntest einen Schlag bekommen!

Der Majoratsherr befliß sich wie gewöhnlich keiner besondern Folgsamkeit, bis Herr Egidius sich in's Spiel mischte und ausrief: Schani, wenn Du nicht folgst, so werde ich die Peitsche nehmen. —

Diese sanfte Mahnung fruchtete, und der Rothhaarige sprang in den Hof.

Ein Teufelskind, mein Schani! murmelte Frau Konrad, er fürchtet sich vor keinem Roß und muß überall dabei sein! Ich glaub' immer, der wird einmal ein Kürassier werden. Aber jetzt, lieber Egidi, komm herein, die Fütterung ist vorüber, Du bist ermüdet und mußt ein wenig ausruhen. — Beide gingen in den Laden.

Das Geschäft der Frau Konrad hatte in der letzten Zeit einen blühenden Aufschwung genommen, wir möchten fast sagen, es hatte sich verjüngt, wenn dieser Ausdruck bei einem Trödlergeschäft passend wäre.

Egidius Brenner hatte auf dem Stefansplatze, der zu einer Art von Trödlerbörse geworden war, einige sehr vortheilhafte Einkäufe gemacht; aber leider währte dieß nicht lange, denn der Gouverneur Andreossi legte sich in's Mittel, verbot den Soldaten allen öffentlichen Verkauf und ließ durch seine Gensd'armen, sobald ein Klumpen dieser Negotianten beisammen stand, alle Theilnehmer, ob Militär oder Civil, ob Einheimische oder Fremde, überfallen und festnehmen. Unter solchen Auspicien zog sich Herr Brenner, der seinen Fang zum Theil schon gemacht hatte, zurück, und überließ anderen, minder Glücklichen, die Gefahr.

Wenn man jetzt Frau Servatia's Laden gegen früher verglich, so fand man statt des alten Eisens und sonstigen Rumpelzeugs kostbare Uniformen, feine Wäsche, eine Anzahl

von Uhren und Ringen, herrliche Gewehre und andere Waffen, mit einem Worte, lauter werthvolle Gegenstände, welche auf die bedeutend gesteigerte Wohlhabenheit der Eigenthümerin folgern ließen.

Egidius Brenner hätte in der That seine Baarschaft nicht zweckmäßiger verwenden können.

Wenn sich Frau Konrad in Mitte dieser Herrlichkeiten umsah und an ihre Pferde und Kaleschen dachte, so breitete sich ein Lächeln der Zufriedenheit über das kupferhaltige Vollmondsgesicht aus, und sie sagte zu ihrem Gegenwärtig-Zukünftigen: Es ist wahr, der Krieg ist eine sehr schlimme Sache, aber wir haben ihm viel zu verdanken. Wenn die Franzosen nicht gekommen wären, so hätten wir dieß Alles nicht, und wir wären um die Hälfte ärmer, als wir jetzt sind. D'rum wollen wir dem Himmel für Das danken, was er uns gesendet hat. Ich werde für die armen Seelen der gefallenen Soldaten sechs Messen lesen lassen und drei Pfund Wachskerzen in unsere Pfarrkirche senden. Erkundige Dich, lieber Egidi, wo man die wohlfeilsten Kerzen bekommt und bring' sie nach Hause; die Messen, glaube ich, sind vor der Linie draußen am billigsten.

Die Dame hielt auch treulich ihr Gelöbniß.

Als sich das Pärchen jetzt in dem Laden befand, ließ sich Frau Servatia auf ihren gewöhnlichen Sitz nieder und Egidius nahm ihr gegenüber Platz.

Liebes Kind, begann der Landwehrmann, ich muß Dich von einigen Bedenklichkeiten in Kenntniß setzen, die sich meiner, seitdem ich hergestellt bin, bemächtigt haben.

Laß hören, lieber Egidi!

Du weißt, ich bin noch immer Soldat. Ich bin verwundet worden, gut, jetzt aber bin ich gesund, das ist noch besser; meinst Du nicht, daß es jetzt meine Pflicht wäre, wieder beim Bataillon einzurücken?

Warum nicht gar! rief die Dame betroffen, willst Du Dich todtschießen lassen?

Das thäte mir sehr weh, entgegnete Brenner traurig, aber wird man mich nicht als Deserteur betrachten?

Das kann man nicht, — Du bist hier krank gelegen, und alle kranken österreichischen Soldaten hier sind Kriegsgefangene.

Liebe Sereatia, das mußt Du ja nicht laut werden lassen, sonst packen mich die Franzosen und schicken mich, der liebe Himmel weiß, wohin. Es ist besser, wenn ich den Feinden gegenüber sage, ich hätte jenem Befehle zufolge, in welchem von Bonaparte die Auflösung der Landwehr anbefohlen wird, die Waffen niedergelegt, da können mir die Franzosen nichts anhaben; um mich vor den Oesterreichern zu sichern, bleibt mir nichts Anderes übrig, als, im Falle der Krieg wieder ausbrechen sollte, mich bei meinem Bataillone zu stellen.

Gott gebe, daß es Frieden wird, denn das wäre für mich eine große Seelenpein, wenn ich Dich wieder verlieren sollte.

Bleibt es ruhig und kommt der Friede zu Stande, so bedürfen sie meiner ohnedem nicht mehr.

Du hast Recht, lieber Egidi, es bleibt also bei Deinen Worten, ich will für den Frieden beten, damit ich Dich nicht mehr verliere.

Nun noch etwas, es betrifft unsere Partei im ersten Stock, den Herrn Ferdinand Miller.

Was willst Du mit ihm?

Der Mann muß aus dem Hause! —

Egidi! Was fällt Dir ein? Hast Du vergessen, welch' einen Dienst er uns geleistet hat?

Das habe ich nicht, aber Du mußt bedenken, daß er ein Spion ist, und daß wir uns eine große Verantwortlichkeit auf den Hals laden würden, wenn er beim Abzuge der Feinde hier bliebe. —

Du bist ein Närrchen, liebes Kind! Glaubst Du, daß er dann hier bleiben wird? Er wird der Erste bei der Linie draußen sein.

Nun gut, so müssen wir ihm jetzt schon kündigen.

Das werden wir bleiben lassen; er soll dann thun, was er will, die paar Gulden Miethe will ich ihm recht gerne nachsehen, aber es wird nicht dazu kommen, denn Herr Ferdinand ist ein lieber Schatz —

Servatia!

Ich kann mir nicht helfen, es ist so; es thut mir wirklich leid um ihn, daß er sich auf ein so halsbrecherisches Geschäft geworfen hat. Ich möchte nur wissen, wohin er heute Morgens so zeitlich gegangen ist?

Das ist mir auch aufgefallen, denn er pflegt sonst vor zehn Uhr das Haus nicht zu verlassen; auch hörte ich ihn schon in aller Früh heftig auf- und abgehen.

Und als er fortging, trug er ein braunes Kästchen unter dem Arm.

Was, ein braunes Kästchen? rief Egidi erschrocken, darin befinden sich ja seine Pistolen!

Seine Pistolen? Heiliger Hilari! Er wird sich doch nicht erschießen wollen?

Jedenfalls kommt mir jetzt dieß Alles sehr bedenklich vor. Weißt Du, liebe Servatia, daß ich es für rathsam finde, hinaufzugehen und nachzuschauen, wie oben die Sachen stehen. —

Das können wir thun, vorausgesetzt, daß er das Quartier offen gelassen hat; wenn dieß nicht der Fall wäre, so müßten wir bis morgen warten, und dann die Anzeige machen.

Servatia schloß wieder den Laden und ging mit Egidi hinauf.

Die Küchenthüre war offen.

Siehst Du, sagte die Trödlerin, er hat nicht zugesperrt, das ist verdächtig.

Sie traten in's erste Gemach; die Thüre, welche von da in's zweite führte, war verschlossen.

Aha, sagte Egidi, da hinein können wir nicht. Jetzt möcht' ich wissen, warum er das eine Zimmer offen ließ. —

Wahrscheinlich, weil es da keine Geheimnisse gibt.

Halt, was ist das! rief Egidi, und war mit einem Sprunge beim Tisch.

Dort lag ein gesiegeltes Päckchen mit der Aufschrift: „An Madame Servatia Konrad!"

Egidius zitterte.

Servatia! rief er, dieses Packet ist an Dich adressirt! Was hat der Mensch mit Dir zu korrespondiren, Servatia? Ich schöpfe fürchterlichen Verdacht.

Die Dame, in der That betroffen, sagte: Ich bin rein wie eine junge Taube, der Himmel verzeih' mir meine Sünden! Ich kann nichts Anderes thun, als Dir befehlen, das Päckchen gleich zu öffnen.

Brenner that dies.

Als er den Umschlag herabgerissen hatte, fand er ein zweites Päckchen mit der Aufschrift: „An meine Schwester Rosa Landner!" Daneben lag ein offenes Blatt, welches folgende Zeilen enthielt:

„Madame Konrad!

„Ich gehe heute einen schweren, verhängnißvollen Gang. Es dürfte leicht möglich sein, daß ich gar nicht mehr zurückkehre. Ich ersuche Sie, meine Schwester, die sich wahrscheinlich noch in Wien befindet, deren Aufenthalt mir aber unbekannt ist, aufzusuchen und ihr dieses Päckchen zu übergeben. Es ist dasselbe Mädchen, welches bei Ihnen war, um über ihren Geliebten Erkundigung einzuziehen, welcher Landwehrmann ist und der, wie mir Herr Brenner sagte, Franz Schmidt heißen soll. Meine Mühe, Rosa aufzufinden, war vergebens. Erfüllen Sie die Bitte eines Mannes, der,

wenn Sie diese Zeilen lesen, vielleicht nicht mehr unter den Lebenden ist.

Adam Landner,
genannt Ferdinand Miller."

Die beiden Leser sahen sich erstaunt an.

Nun, Egidi! sagte Servatia mit dem Triumphe eines Imperators, bin ich noch schuldig?

Ich bekenne meinen Fehler, Du mußt nicht böse sein; aber meine Liebe —

Schon gut, lieber Egidi, ich vergebe Dir, damit auch mir vergeben werde, aber jetzt sage mir, was ist zu thun?

Ich weiß mich zu erinnern, sprach Brenner, daß Hermann oft von einem Bruder seiner Geliebten sprach; wer hätte denken sollen, daß dieß der Herr Ferdinand Miller ist; ich würde ihn gewiß nicht mit Unwahrheiten bedient haben, wenn er, als er sich bei mir nach Rosa erkundigte, die Ursache davon angegeben hätte.

Wenn wir nur wüßten, wo das Mädchen ist!

Ich werde zur Mutter des seligen Thell gehen und ihr die Geschichte erzählen; vielleicht weiß sie Bescheid.

Ja, das wird das Klügste sein, erwiederte Servatia, aber jetzt komm herab. — Der arme Miller, was mag mit ihm nur geschehen sein? Ich habe mit meinen Parteien sehr viel Unglück, und das wird mich dahin bringen, daß ich am Ende gar keine mehr in's Haus nehme.

Während dieses Zwiegespräches war man im Laden angelangt.

In demselben Augenblicke hielt ein Fiaker vor dem Thore, zwei Herren vom Militär sprangen heraus und hoben einen Verwundeten aus dem Wagen.

Heiliger Hilari! rief Servatia todtenbleich, es ist Herr Ferdinand Miller!

---

# VII.

Wir sehen uns gezwungen, noch ein Mal den Blick in die Ferne zu senden und die Begebenheiten in Kurzem nachzuholen, welche sich indessen ereignet hatten.

Der Kampf des heldenmüthigen Bergvolkes zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir verließen Tirol nach dem Einzuge Hofer's in Innsbruck am 29. Mai.

Bis auf die Festung Kufstein, welche von Speckbacher streng blokirt wurde, befand sich bald ganz Tirol unter österreichischer Herrschaft.

Freiherr von Hormayr übernahm nun die Organisirung des Landes; daß diese nicht geeignet war, ihm die Herzen der Tiroler zu gewinnen, war gewiß, denn er schonte das ausgesogene Land nicht; aber andererseits muß man auch wieder gestehen, daß seine verlassene Lage ihn dazu zwang; seine Stellung in Tirol war eine mißliche, jedoch keine unverdiente. Er hatte einmal die Rolle eines Aufwieglers übernommen, und ihm lag es nun ob, sie zu Ende zu führen; um mich eines ganz trivialen Sprichwortes zu bedienen: Hatte er den Brei eingebrockt, so mußte er ihn auch mit auslöffeln helfen. Das that aber Herr von Hormayr nicht, denn als die Kunde vom Znaimer Waffenstillstande, dessen vierter Artikel die Räumung Tirols und Vorarlbergs von Seiten der Oesterreicher bedingte, im Lande anlangte, und überdieß die Nachricht ankam, daß der Herzog von Danzig mit 10,000 Mann auf dem Marsche nach Tirol begriffen sei, um das Land um jeden Preis zu bezwingen, da verließ auch Herr von Hormayr mit den regulären Truppen das

Land, und zwar nicht ganz öffentlich, da die Tiroler, wüthend, daß sie von den Truppen verlassen wurden, nun auch diesen Herrn Agenten durchschauten.

Hormayr floh von seinen Landsleuten im höchsten Augenblicke der Gefahr, heimlich und verkappt; er, dessen Pflicht und Schuldigkeit es nun gewesen wäre, bei den von ihm aufgereizten Tirolern bis auf den letzten Blutstropfen auszuharren, denn gewiß Niemand hätte ihm dieß verargt, und er hätte durch ein getreues Ausharren bei seinem Werke das, was er durch seine Verführungskünste an dem ehrlichen Landvolke verschuldet, zum Theil wenigstens wieder gut gemacht; aber so riß er im entscheidenden Augenblicke die Larve von seinem erheuchelten Patriotismus und ließ erkennen, daß er durch die heldenmüthige Aufopferung Anderer zu Lohn und Ruhm kommen wollte; Herr von Hormayr hat wahrscheinlich gedacht: „Aus anderer Leute Haut sind gut Riemen schneiden!"

Bei dem Allen besitzt Hormayr noch die liebenswürdige Naivetät, sich in seinem, über den Tiroler Aufstand erschienenen Werke: „die Seele des ganzen Aufstandes" zu nennen; „die Seele der Intriguen" hätte er sagen sollen, aber nicht des glorreichen Tiroler Aufstandes, der sich erst in seinem wahren Lichte zeigte, als Hormayr sich aus dem Staube gemacht hatte.

Wäre Hormayr ein Mann von geraden, rechtlichen Gesinnungen gewesen, so hätte er eine solche Rolle, vorausgesetzt, daß sie ihm in diesem Sinne zugedacht war, gar nicht übernehmen sollen, hatte er sie aber einmal übernommen und dann gefunden, daß ihm nicht jene Nachhilfe zukam, die er erwartete, so hätte er als Patriot sich opfern sollen.

Wir bedauern, daß Hormayr, dessen Name der Geschichte angehört, sich selbst um den Ruhm brachte, den ihm seine anderweitigen literarischen Verdienste erwarben.

Nach dem Abzuge der Truppen und des Agenten zeigte sich erst der wahre Heldengeist der Tiroler.

Lefebre zog in Tirol ein; die Pässe bei Leug, Kufstein, Hirschbühl, Tapenbach wurden besetzt und die Baiern hausten auf echt bestialische Weise.

Am 30. Juli trafen die Feinde, bei 20,000 Mann stark, in Innsbruck ein. Als der sächsische Oberst Henrings dem Marschall seine Freude bezeigte, daß das österreichische Heer wirklich abgezogen sei, sagte der Elsaßer: Halt's Maul, i wollt bi Gott lieber, sie wäret no herinne, die Konfusionsräth!

Der Herzog von Danzig kannte also seine Leute, und schien schon zu ahnen, daß ihm von dem nun allein stehenden Landvolke eine größere Gefahr drohe.

Hofer war nach dem Abzuge der Oesterreicher mit blutendem Herzen in sein einsames Wirthshaus zurückgekehrt. Am 1. August erließ er eine Aufforderung zur Gegenwehr. Die Tiroler beschlossen, allein gegen den mächtigen Feind zu kämpfen, und schlossen sich um so inniger an einander an.

Der Kapuziner Haspinger, der „Rothbart" genannt, die Wirthe Peter Maier und Peter Kemmater theilten unter sich die Rollen zu dem bevorstehenden Kampfe, denn schon hatte Lefebre, der Herzog von Danzig, Innsbruck verlassen, wo eine Besatzung zurückblieb, und das Sterzinger Moos erreicht; der Divisionsgeneral Rouyer sollte im Eisackthale rasch vordringen.

Die Tiroler waren kaum bei 400 Mann beisammen, als sie gegen Brixen und Mauls rückten; hier stieß der muntere, thatenlustige Speckbacher zu ihnen.

Bei Mittewald stieß der Feind auf die ersten Tiroler Verhaue.

Nun begann von den Höhen ein fürchterlicher Vernichtungskampf. Die Tiroler schleuderten Massen von Steinen

von den Höhen hernieder, die Scharfschützen hielten ein Scheibenschießen.

Auf den steilen Höhen hatten die Landleute Lerchbäume gefällt und durch zähe Weiden mit einander verbunden; die Last hing drohend über die Straße, an deren linken Seite tief unten die wilde Eisack rollte.

Eine starke feindliche Kolonne dringt gegen die Brücke bei Oberau vor.

Die Tiroler sind hinter Fels und Busch verborgen.

Die Spitze der baierisch-sächsischen Kolonnen unter Rouyer rückt vor.

Stöffel, soll i abhaun? ruft oben eine Stimme.

No nit, no nit! donnert es von einer andern Seite.

Die Truppen lauschen ängstlich.

Rouyer befiehlt, fort zu marschiren.

Jetzt ist die Hauptmasse unter dem drohenden Abhange angelangt.

Hiesel, hau' ab! ertönt der Befehl.

Man hört den Ruf: Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! dann einige Axtschläge, und gleich darauf rollt unter einem donnerähnlichen Getöse die ganze Bergesmasse, Klippen, Steine, Vorsprünge mit sich fortreißend, hinab.

Ein Schrei des Entsetzens, — dann Todtenstille, — d'rauf der Wehruf der Verwundeten.

Hunderte liegen zerschmettert auf der Straße, Hunderte sind in die Eisack geschleudert.

Ueber 1200 Feinde verloren an diesem schrecklichen Tage ihr Leben.

Am folgenden Tage, es war der 5. August, Lefebre hatte eben eine Ordre erlassen, in welcher Andreas Hofer ein Rebellenhauptmann genannt wird und Jedem, der außerhalb seines Dorfbezirks getroffen würde, binnen 24 Stunden mit dem Tode gedroht wurde, lief die Nachricht von dem Unglücke Rouyer's ein, welches an diesem Tage durch

die berühmte Niederlage im Eisackthal noch vergrößert wurde, da die Tiroler durch Zuströmen der Landleute von allen Seiten bedeutend verstärkt wurden.

Der Herzog von Danzig machte sich nun selbst auf, diese Schmach zu rächen, aber er kam nicht einmal so weit, wie die Sachsen.

Am 7. rückte er mit Tagesanbruch gegen Mauls vor, aber die ruinirten Wege und abgerissenen Brücken zwangen ihn, nach Sterzing zurückzugehen, und er gedachte sich dort zu behaupten. Aber Hofer drang mit mehreren tausend Passeyern, Meranern u. s. w. über den Jaufen, um sich mit Speckbacher zu vereinigen. Der Marschall zog sich, das Mißliche seiner Lage erkennend, zurück. Dieser Rückzug war von immerwährendem Verluste begleitet, so daß er selbst in persönliche Gefahr kam; er erreichte am 11. in Unordnung Innsbruck, wo er sich auf dem Berge Isel aufstellte, um die Schmach des Rückzuges durch eine Schlacht an den Insurgenten zu rächen.

Es war am 13. August.

Die dritte Schlacht am Berge Isel begann.

Der Kapuziner weckte nach Mitternacht den Sandwirth, las um zwei Uhr die Messe in der Kirche auf dem Schönberge, und eilte auf seinem Rößlein auf die äußersten Posten.

Von diesen niedrigsten Waldkuppen bis hinauf strotzte der Berg von Landleuten.

Es waren bei 18,000 Mann versammelt.

Um sechs Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse.

Der Kampf währte bis spät in den Abend.

Die Schlacht schwankte anfangs; aber bald wurde von allen Seiten auf den Feind gestürmt, seine Linien wurden durchbrochen, und er sah sich genöthigt, seine Stellung aufzugeben und sich nach Innsbruck zurückzuziehen.

Als der Sieg des Tages entschieden war, gab der Kapuziner ein Zeichen zur Andacht, die nächsten Schaaren

sanken auf die Knie, schlugen das Kreuz und beteten das Ave. Die Andern folgten dem Beispiele, und selbst viele der gefangenen Sachsen wurden von einer frommen Rührung ergriffen.

Die Baiern begannen noch in derselben Nacht ihren Rückzug von Innsbruck, von den Tirolern auf's Lebhafteste verfolgt. Bei Wörgel theilte sich der Rest des Heeres, Lefebre zog nach Salzburg, und Deroy nahm sein Hauptquartier in Rosenhain, um die Grenzen Alt-Baierns und die Umgebungen Münchens gegen etwaige Streifereien zu decken.

Am 15. August hielten die Tiroler Landleute zum dritten Male ihren Einzug in der befreiten Hauptstadt.

Welch ein Jubel, welch ein Frohlocken!

Wahrlich, man darf sich nicht wundern, wenn manche Unordnung herbeigeführt wurde, denn in dieser, vom Rausche des Sieges aufgeregten Stimmung war es den wackern Landleuten zu verzeihen, die für das „Land'l" gekämpft hatten, während die Städter zwischen ihren Mauern in Sicherheit saßen.

Andreas Hofer, der Bauer von Passeyr, mit dem ehrwürdigen Ansehen, auf einem kleinen Rößlein sitzend, den frommen Blick auf die rauschende Menge gerichtet, von dem Jubel der Tausende umwogt, kam erst gegen Mittag, und sein erster Weg führte in die Hofkirche.

Als das Toben um ihn zu stark wurde, sagte er: Bst, bst, — jetzt beten und nit schrei'n! — I nit, und Des nit, der droben!

Seine Wohnung nahm er vor der Hand nächst dem Hirschen, beim Krippeln-Wirth, und als die ganze Bevölkerung der Hauptstadt zusammengeströmt war und seinen Befreier zu sehen verlangte, erschien er auf dem Altan und sprach:

„Nu, so grüß Enk halt Gott, meine lieben Sbrucker! (Innsbrucker.) Weil Des mi durchaus zum Oberkomman-

danten habt's gewöllt hab'n, so bin i halt do. — Es sein aber mit miar no viel And're do, die kane Sbrucker sein. — Alle, die meine Waffenbrüder sein wöllen, dö müssen für Gott, für Koaser und Vaterland als tapfere, brave und rödle (redliche) Tiroler streiten. — Die dös nit thun wöllen, sullen nur lieber glei hoamziehen. — Meine Waffenbrüder sullen mi nit verlassen. — I wear Enk a nit verlassen, so war i Andere Hofer hoaßen thu'. — Nu, g'sogt hab' i Enks, gseg'n habt's mi, — so b'hüat Enk halt Gott!"

Diese ungeschminkten herzlichen Worte brachten einen Sturm von Jubel hervor.

Der Sandwirth, von nun an k. k. Oberkommandant von Tirol sich nennend, blieb in Innsbruck. Er bezog mit seinen Schreibern und Gehülfen die Burg und umgab sich mit einer eigenen Leibwache. Diese trug grüne und rothe Livree und bestand aus Passeyern, lauter riesenstarken, bildschönen, aber auch malitiös groben Buben, welche über die Vollziehung von Hofer's, mitunter sonderbaren, Verordnungen mit unerbittlicher Strenge wachten.

So führte namentlich die Nichtbefolgung jener „Verordnung über das Tragen der durchsichtigen Hadern und des nackten Arm- und Brustschleifes bei Damen, wodurch die lieben Waffenbrüder Anlaß zu sündhaften Reizungen erhielten, mehrere Exekutionen auf freier Straße herbei, deren eine, von Mißhandlungen begleitet, bei einer vornehmen Dame sogar eine unglückliche Niederkunft zur Folge hatte.

Daß der schlichte, biedere Sandwirth den Regierungsgeschäften nicht gewachsen war, das ist leicht einzusehen; aber sein gesunder Mutterwitz und sein natürlicher Verstand ließen ihn oft das Gute und Praktische wählen.

Seine Lebensweise blieb immer einfach, und er hörte es am liebsten, wenn man mit ihm, wie mit jedem andern Bauer sprach.

So lange er gute Rathgeber hatte, ging die Sache gut, und wenn ihm von hier oder dort etwas Unangenehmes berichtet wurde, so rief er unwirsch aus: Ich kann do nit überoll sein!

Ein in Haft befindlicher Bürger suchte bei ihm seine Befreiung zu erlangen, und Hofer sprach: Ja, mein Gott, i thät's gern, aber sie folgen mir ja nit!

Gegen Ende September erschienen aus dem k. k. österreichischen Hauptquartiere zwei früher mit den österreichischen Truppen ausgewanderte Tiroler bei Hofer und brachten für ihn als Gnadengeschenk von Kaiser Franz eine goldene Kette mit der goldenen Verdienstmedaille; der Kapuziner Haspinger erhielt das geistliche Verdienstkreuz, Speckbacher und die anderen Kommandanten ansehnliche Geschenke; außerdem brachten die beiden Tiroler 3000 Dukaten zur Unterstützung der Kriegskasse.

Der herannahende Namenstag des Kaisers Franz war dazu ausersehen, den Sandwirth mit der Gnadenkette unter feierlicher Ceremonie zu bekleiden.

Am 4. Oktober wurde in der Hofkirche zu Innsbruck ein feierliches Hochamt gehalten.

Der ehrwürdige Markus Egle, Abt von Wiltau, weihte die auf einer Silberschüssel liegende Gnadenkette.

Das Schiff der Kirche war in allen Räumen überfüllt.

Hofer kniete vor dem Altare auf einem Betschemmel, der mit rothem Sammt überzogen war.

Der Abt hielt eine Rede.

Alles zerfloß in Thränen.

Der Sandwirth näherte sich dem Altare und empfing knieend das Zeichen der kaiserlichen Huld.

Die Honoratioren verfügten sich hierauf in die Burg zur großen Cour, bei Hofer war Tafel, und der schlichte Landmann soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: I dank Ihnen, meine Herren, weil Sö mir durch Ihre Gegenwart den heutigen Tog verschönert haben. Neu's kann ich Ihnen

nix melden. Ich hab' freilich drei Kourier auf dem Weg', den Watscher-Hiesele, den Sirten-Seppele und den Memmeln-Franz, der Bub' könnt schon längst da sein, ich erwart' den Lotter alle Stund!

Abends war Theater bei glänzender Beleuchtung.

Es war ein Tag der Lust, des Jubels, der höchsten Wonne.

Es war Tirols letzter Freudentag.

Andreas Hofer sank weinend und betend auf das einfache Lager.

* * *

Haben Sie, meine Leser, schon je ein Aehrenfeld in der herrlichsten Reife gesehen, wie es dasteht in goldgelber Pracht, und die vollen Spitzen demüthig zur Erde neigt, und der Landmann, hoffnungsselig, den bald zu erntenden Lohn seines Fleißes mit trunkenem Auge überschaut, und dankend die Hände zum Himmel hebt? Aber die Vorsehung hat es anders beschlossen, ein Gewitter zieht nachtschwarz heran, und ein Hagelschauer prasselt herab und zerschmettert die Aehren, und vernichtet die Frucht, und zerstört alle Hoffnungen des jammernden Eigners; gerade so war es im Hause des Vergolders! Noch vor wenigen Wochen blühte der Familie das schönste Glück, ja, dieses war fast nur bis zum Einsammeln reif geworden, und nun fällt der Hagelschlag und vernichtet Alles, Alles!

Die Kinder des Vergolders sind vaterlose Waisen geworden, Frau Maria hat ihren Gatten, Ernestine den Vater und den Geliebten verloren!

Das schöne Feld eines häuslichen Bürgerglückes liegt zerschmettert da, eine freudenleere Zukunft gähnt den Zurückgebliebenen entgegen.

Ernestine war zum Theil genesen, aber sich von dem fürchterlichen Schlage zu erholen, das vermochte sie nicht.

Welch' ein trauriger Aufenthalt für Rosa! Sie verließ ihn jedoch nicht, sie hielt es für ihre Pflicht, im Unglücke bei denen auszuharren, die ihr so liebevoll beigestanden waren.

Ach, seufzte sie oft, wenn nur Hermann bald zurückkäme um der Armen ein freundlicher Bruder zu werden und der Armen beizustehen.

Ernestine, in den Trauerkleidern, mit dem leichenblaßen Antlitze, bot ein Bild des ergreifendsten Jammers.

Meine theure Freundin, bat Rosa unter Thränen, fassen Sie sich, geben Sie sich Ihrem Schmerze nicht so sehr hin, erhalten Sie sich Ihrer Mutter, Ihren Geschwistern!

Die Jungfrau schüttelte den Kopf und antwortete: Wem soll ich mich erhalten? Meiner Mutter? Sie wird mit meinem Tode einer Last ledig; ich kann für sie und für die Geschwister nichts mehr thun, meine Lebenskraft ist gebrochen; ich bin ein Bach, dessen Quellen versiegt sind und der nun bald austrocknen wird. Wer so wie ich, an der Grenze des höchsten Lebensglückes gestanden und an derselben plötzlich mit einem Schlage hinweggerissen wird, wer so wie ich zwei theure Seelen auf solche Weise verloren hat, für den blühen auf dieser Welt keine anderen Blumen mehr, als jene, die man ihm in den Todtenkranz flicht.

Ernestine, bat Rosa mit wehmüthiger Stimme, ich fühle gewiß den Verlust, aber ich kann Sie nicht so leidend erblicken, mich quält ein unendlicher Schmerz, wenn ich Sie, sich selbst im Grame verzehrend, sehen muß, denken Sie an Gott, denken Sie an die Pein der himmlischen Mutter, die mehr zu tragen hatte und doch nicht unterlag.

Meine theure Freundin, ich bin nur ein schwaches Mädchen und kein auserlesenes Weib; ich habe keine Wunder gesehen, um mich daran zu stärken; ja nach dem, was ich erlebte, möchte ich fast zweifeln, daß es eine Vorsehung gibt.

Heiliger Gott, Ernestine, was sprechen Sie? Welcher Kleinmuth in der Prüfungsstunde! Fürchten Sie nicht den Zorn des Himmels noch mehr auf sich zu laden? Hören Sie mich an; bei dem Leben Ihrer greisen Mutter beschwöre ich Sie, hören Sie mich an. Es gab auch für mich einst eine Stunde, wo mich der Schmerz so erfaßt hatte, daß ich mich frevelnd vermaß, von dem Himmel ein Glück zu fordern, um welches ich ihn hätte bitten sollen. Dieß war jene Stunde, als Hermann von mir Abschied nahm. Er verwies mir meine sündigen Worte und mahnte mich an Gott. Mein Herz kehrte sich nun dem Himmel zu, und im Gebete fand ich Trost und Kraft, Alles zu ertragen, was über mich gekommen war. Glauben Sie, ich wäre dieß im Stande gewesen, wenn ich in meinem Trotze beharrt hätte? O gewiß nicht; das Gebet hat mir die Stärke verliehen, der Himmel hat sich mir freundlich zugewendet, das fühlte ich deutlich durch die Ruhe, die sich nach jedem Gebete in meine Brust niedersenkte. Ernestine, folgen Sie meinem Beispiele, ich bitte, ich beschwöre Sie, kehren Sie sich dem Himmel zu, und Sie werden sehen, der Schmerz wird bezwungen sein.

Ernestine saß während dieser Worte ruhig da, das Auge war starr auf Rosa gerichtet, ihre Hände ruhten in dem Schooß, sie glich einem Opfer, welches sich wehrlos dem Willen des Peinigers überläßt.

Rosa, begann sie nach einer Weile, was Sie mir da sagen, das habe ich bereits versucht.

Sie thaten es im ersten, im heftigsten Schmerze, — unterbrach sie Hermanns Geliebte, — wo das Gefühl gleichsam von empörten Wogen überschwemmt, nicht Fuß fassen konnte. Ihr Wort flog wie eine scheue Taube aus der Herzensarche, allein wohin es sich auch wandte, so glaubte es überall die Fluth des Jammers zu sehen, und kehrte trostlos zurück; aber senden Sie jetzt, jetzt, wo die Wasser gefallen, wo die Gefühle mehr geebnet sind, senden

Sie jetzt die Friedenstaube wieder aus, und sie wird gewiß mit dem Oelzweige der Ruhe wiederkehren.

Rosa, meine theure Freundin! rief Ernestine, und warf sich an ihren Busen; Sie wollen mich trösten, ich erkenne Ihre Mühe dankbar an, aber nicht wahr? Im Stillen denken Sie doch, daß es für mich keine andere Hülfe gibt, als das Grab?

So wahr, als ich einst mit Hermann glücklich zu sein hoffe! betheuerte Rosa im feierlichen Tone, das denke ich nicht, denn Sie müssen leben, leben für Ihre Mutter, für Ihre Geschwister, und die Kraft dazu kann Ihnen nur der Himmel verleihen. Ihr Glück ist begraben, mit Thränen bekenne ich dieß, aber Ihre Ruhe können Sie wieder erringen, und das ist von nun die Aufgabe Ihrer irdischen Wanderung. Wenn Sie sich widerstandslos dem Grame überlassen, so tödten Sie sich selbst, und dieser erneuerte Kummer kann auch Ihre Mutter in's Grab bringen.

Ernestine bebte zusammen und lispelte: Auch das noch — Rosa — welch' ein schwarzes Bild enthüllen Sie vor meinen Blicken — Sie haben Recht, — ich muß mich erhalten — meine unmündigen Geschwister — es wäre entsetzlich, wenn sie ganz verlassen in der weiten Welt blieben, ja, ja, ich will leben, leben für meine Mutter, für meine Geschwister!

Rosa sah ihr, unter Thränen lächelnd, in das bleiche Antlitz, und rief: Gott wird Sie stärken und erhalten, leben Sie und beten Sie für sich, für die Seelen Ihrer Hingeschiedenen. —

Ernestinens Auge blitzte auf, sie erhob sich zitternd, sank auf die Knie, streckte die Hände flehend empor, und lispelte: Gott, mein Gott! Nimm die Reuige wieder gnädig auf, ich liege zerknirscht vor Dir im Staube, erhöre meine Bitte, laß mich im Schmerze nicht vergehen, erhebe mich, stärke mich, führe mich zurück auf den Pfad der Frommen; ich war eine sündige Zweiflerin, vergib mir meine

Sünden, Du hast mich gestraft, strafe mich fernerhin, ich will tragen, dulden und beten. O mein Gott, mein Vater im Himmel! Laß mich nicht mehr straucheln, halte mich aufrecht, ich bin ja nur ein schwaches Menschenkind, erhöre mich und sende Ruhe in meine kummerschwere Brust. Allmächtiger! Wende Dein gnädig Antlitz auf jene Theuern, die Dein Wille von dieser Erde nahm; sei ihnen ein barmherziger Richter, nimm sie auf in den Kreis der Seligen, — den Vater — den Verlobten —

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

Schluchzen erstickte ihre Stimme, Thränen stürzten aus den Augen, es waren die ersten, welche sie seit Wochen wieder weinte.

Rosa, die bisher in stiller Andacht gelauscht hatte, eilte auf sie zu.

Ernestine stammelte nur noch das „Amen", und lag fast bewußtlos in den Armen der Freundin.

Du weinst, Ernestine, fragte Rosa gespannt.

Ja, hauchte die Betrübte matt, ich kann wieder weinen!

Dann hat Dich der Himmel erhört! rief Rosa, und drückte einen warmen Kuß auf die Lippen der Freundin.

Diese erholte sich und lispelte: Ja, ja, Du hast Recht, er hat mich erhört, ich fühle es, die Thränen thun mir wohl!

Von diesem Augenblicke an, nahm eine stille, wehmüthige Trauer die Stelle des ätzenden Schmerzes ein; Ernestine erholte sich langsam, und suchte, indem sie allein die Geschäfte des Hauswesens übernahm, den Gedanken an den namenlosen Verlust durch Arbeit immer mehr zu entfernen. Frau Maria gewahrte mit Freuden die wohlthätige Aenderung, und da sie wußte, daß diese nur durch Rosa's Einfluß herbeigeführt war, so dankte sie der Jungfrau, welche, obwohl selbst des Trostes bedürftig, der Trauernden doch so liebevoll beigestanden hatte.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle erschien an einem Mittage Frau Agnes Thell, mit ihr Egidius Brenner.

Dem Himmel sei's gedankt, daß ich Sie finde, rief Servatia's Herzens-Verlobter, als er Rosa erblickte, jetzt kommen Sie nur schnell in ein anderes Zimmer, ich muß mit Ihnen allein sprechen.

Die Jungfrau erschrack und Egidius fuhr fort: Bleiben Sie ruhig, ich bringe gute Botschaft.

Von Hermann? fragte Rosa rasch.

Nein, nicht von Hermann!

Die Jungfrau sah ihn fragend an, und Brenner begann, als sie allein waren: Fräulein Rosa, vor Allem muß ich Sie bitten, hübsch ruhig zu bleiben, und mir Rede und Antwort zu geben. Sagen Sie mir, kennen Sie den Namen Ferdinand Miller?

Die Gefragte wurde bleich und versetzte: Ob ich ihn kenne, den Elenden!

Ich bitte, schelten Sie den jungen Mann nicht, es könnte Sie später gereuen; es ist wahr, Herr Miller hat bei den Franzosen ein Amt bekleidet, welches nicht das ehrenvollste ist, aber mein Himmel! Spione müssen am Ende auch sein, so wie Gendarmen, Polizei und Henker; es sind dieß nothwendige Ingredienzien eines jeden civilisirten Staates, und dazu gehören die Franzosen eben so gut als wir und so weiter. Nun noch etwas Anderes. Sagen Sie mir gefälligst Ihren vollen Namen.

Rosa Landner?

Bravo! Haben Sie hier in Wien einen Bruder gesucht?

Rosa begann zu zittern, eine Ahnung dessen, was sie erfahren sollte, durchbebte ihren Busen, sie stotterte: Ja! — Schnell, ich bitte Sie, enden Sie die schreckliche Ungewißheit!

Wie heißt dieser Bruder?

Adam Landner.

Nun denn, so erfahren Sie, der sogenannte Ferdinand Miller ist — Ihr Bruder.

Rosa stieß einen Schrei aus und ließ sich leichenblaß auf einen Sitz nieder.

Egidius überreichte ihr das Päckchen, sie hielt es in der zitternden Hand und las die Aufschrift.

Fassen Sie sich, liebes Fräulein! bat Brenner.

Rosa nickle ihm bestätigend zu und lispelte: Von wem erhielten Sie dieß Päckchen?

Egidius erzählte.

Rosa hörte aufmerksam zu.

Welche Gefühle bestürmten jetzt ihr Herz! Ihr und Juliens Verfolger war also ihr Bruder, und dieser lag jetzt, in einem Duelle verwundet, schwer darnieder. Wenn eines Theils der Gedanke einer jeden von nun an abgewendeten Gefahr ihrem Herzen ein beruhigendes Gefühl einflößte, so erschien andererseits die Erwägung, daß sie in einem solchen Menschen ihren Bruder kennen lernen sollte, wie ein drückender Alp, der sie von ihm zurückschreckte, und ihrer Schwesterliebe die Freude des Wiedersehens ganz verkümmerte. Wie sollte sie ihm entgegentreten, ihm, der Julie verfolgt, der sie in eine so verzweifelte Lage versetzt hatte, der als Spion in feindlichen Diensten stand?

Egidius hatte schon lange geendet, und Rosa war noch immer in Gedanken versunken; endlich nahm sie das Wort: Ich werde jetzt dieses Päckchen öffnen und mich von seinem Inhalte überzeugen. Kehren Sie nach Hause zurück, verschweigen Sie ihm aber, daß Sie mich gefunden haben.

Er weiß ja gar nicht, daß ich Sie zu suchen ausging. Eine solche Gemüthsaufregung könnte ihm in seiner jetzigen Lage nur gefährlich sein, denn der Arzt hat die Annahme eines jeden Besuches streng verboten, und nur der gedungene Krankenwärter darf um ihn sein.

Nun gut, so verlassen Sie mich, ich werde noch heute zu Ihnen kommen.

Egidius Brenner entfernte sich.

Rosa blieb allein.

Sie seufzte tief auf.

So also mußte ich den Bruder wiederfinden! sprach sie bei sich; mit welcher Liebe schlug ihm mein Herz entgegen, wie freute ich mich des Augenblickes, wo ich ihn würde umarmen und ihm zurufen können: Ich bin Deine Schwester Rosa! Und nun, nun ist Alles vorbei, auch diese Freude ist zerstoben!

Sie öffnete das Päckchen.

In demselben befand sich jenes weiße Tuch, welches sie bei ihrer Flucht aus dem Hause in der Vorstadt Margarethen zurückgelassen hatte; unter dem Tuche lag ein Schreiben.

Rosa las:

„An meine Schwester Rosa!

„Von dem schmerzlichsten Gefühle bewegt, schreibe ich diese Zeilen.

„Ich stehe Dir, der Reinen, als Verbrecher gegenüber, denn ich, Dein Bruder, bin derselbe, der, ohne Dich zu kennen, in eine wilde Leidenschaft zu Dir entbrannte, Dich entführte, und — — laß mich schweigen davon, ich Adam Landner bin Ferdinand Miller!! — Dieß Geständniß wird Dir den Schlüssel zu meinen Gefühlen geben. — Ich habe Dich nach jener unseligen Nacht vergebens gesucht, ich weiß auch jetzt noch nicht, wo Du bist, und ob Dir überhaupt diese Zeilen zu Gesichte kommen werden. Ich stehe auf dem Punkte, mich zu duelliren, und weiß nicht, ob ich aus dem Kampfe lebend herausgehe; sollte dieß nicht der Fall sein, so habe ich eine Verfügung hinterlassen, die Dich in den Besitz meines Eigenthums setzen wird.

„Meine theure Schwester! Darf ich Dich noch so nennen? Wirst Du mir je vergeben können? Wirst Du Dich je mit dem Andenken eines auf Abwege gerathenen Bru-

ders aussöhnen können? — In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, steht Dein liebes Bild lebhaft vor meinen Augen; ich sehe Dich, ich sehe unsere liebe Mutter, wie sie den zürnenden Blick auf mich richtet, wie sie mir grollt, mich verstößt! Mit diesem peinlichen Bewußtsein trete ich den verhängnißvollen Weg an.

„Ach, wenn ich Dich nur einen Augenblick lang sehen, Dir zu Füßen sinken und meine Reue gestehen könnte!

„Der Himmel versagt mir die Gunst, ich bin ihrer unwürdig, ich habe Dich in's Unglück stürzen wollen, habe die theure Mutter vernachläßigt, ich habe dem Feinde gegen mein Vaterland gedient!

„Lebe wohl, meine theure Schwester, wenn wir uns nicht mehr sehen, so bedauere mich und zürne mir nicht. Verzeihe mir die trüben Stunden, die ich Dir verursacht, und denke, daß ich dafür meinem höheren Richter werde Rechenschaft geben müssen; möge er gnädig sein Deinem armen Bruder

Adam Landner.“

Die Jungfrau hielt das Blatt in den Händen und saß nachdenkend da; dann aber erhob sie sich, kleidete sich an und eilte zur Trödlerin nach Mariahilf.

Frau Konrad kam ihr lächelnd entgegen und sagte: Trösten Sie sich über den Unfall des Herrn Bruders, der Doktor hat den Kranken gerade wieder verlassen, er hat viel Hoffnung, ihn davonzubringen, der Herr Ferdinand, oder Adam, wie er eigentlich heißt, liegt im tiefen Schlummer.

Kann ich ihn sehen? fragte Rosa.

Sehen? Ja, aber sprechen nicht; kommen Sie herauf, ich will den Diener davon in Kenntniß setzen.

Beide gingen hinauf und traten in das erste Gemach, der Kranke lag im zweiten.

Servatia winkte den Diener herbei und lispelte ihm einige Worte zu, worauf dieser die Thüre, welche in's zweite Gemach führte, leise öffnete, so daß Rosa den Kranken sehen konnte.

Adam Landner schlummerte.

Die Augen waren eingesunken, das Antlitz todtenbleich, die Hände ruhten schlaff auf der Decke.

Wie gern wäre die Jungfrau hingeeilt, aber sie bezwang sich, und wollte die Gefahr durch eine aufregende Szene nicht steigern.

Sie zog sich zurück, empfahl dem Diener die größte Sorgfalt an, ersuchte Frau Konrad, den Kranken ebenfalls zu überwachen, und verließ dann traurig das Haus.

An demselben Tage erhielt die Tänzerin Julie folgende Zeilen:

„Mein Fräulein!

„Ihr Verfolger ist gezüchtigt; ich glaube, er wird Ihnen von nun an nicht mehr lästig fallen. Die Ruhe Ihres Lebens wird nicht mehr gestört werden; ich habe die List Ihres Feindes bekannt gemacht, und man beginnt allenthalben einzusehen, daß man, durch seine verleumderischen Aeußerungen irre geleitet, Sie verkannt und gekränkt hat. Leben Sie recht froh, mein Fräulein, ich bitte Sie noch einmal, mir meine frühere Zudringlichkeit zu vergeben, und meiner als Ihres wärmsten Freundes zu gedenken.

„Leben Sie recht wohl, der Himmel möge Sie in seinen gütigen Schutz nehmen, Sie verdienen ihn vollkommen.

Alphons Letroix,
Kapitän der Garde."

# VIII.

Tage verflossen.

Rosa versäumte nicht, täglich bei der Trödlerin einzusprechen, um über das Befinden des Bruders Erkundigungen einzuziehen, welche auch immer befriedigender lauteten.

Während dieser Zeit suchte sie auch Julie auf.

Da nun für sie und die Freundin jede Gefahr verschwunden war, und es keine Ursache mehr gab, das ehemalige freundschaftliche Verhältniß zu verbergen, so wurde dieß wieder hergestellt und Julie hatte Ursache genug, zu staunen, als sie den wahren Zusammenhang der Dinge erfuhr.

Welch' ein sonderbares Walten der Vorsehung! rief sie verwundert aus; Sie und ich werden von einem jungen Manne verfolgt, welcher Ihr Bruder ist! Ich, Ihre innige Freundin, bin die unschuldige Ursache eines Unglückes, welches Ihrem Bruder widerfährt, und doch müssen Sie selbst gestehen, daß er solch' eine Strafe an mir und Ihnen verdient hat.

Ja, antwortete Rosa, er hat sie in der That verdient, mir blutet das Herz, daß ich dieß Urtheil bestätigen muß, aber ich kann, ohne ungerecht zu sein, nicht anders sprechen. Ach, meine theure Freundin! Sie können das peinliche Gefühl meiner Seele ermessen, welches mich bei dem Gedanken eines solchen Wiederfindens befällt. Ich werde ihm nie mehr jene reine, schwesterliche Liebe zuwenden können, mit welcher ich ihn sonst umfangen hätte, und wie wehe

mir dieses thut, das darf ich Ihnen nicht erst gestehen; und auch ihn, in dessen Herz, wie ich aus seinen Zeilen vermuthe, noch nicht alles bessere Gefühl erloschen ist, wird dieses Wiederfinden tief verwunden, denn er wird mir nie ohne schamloses Erröthen entgegentreten können, und so oft er mich sehen wird, wird er auch seiner Schuld gedenken müssen.

Julie sah die Freundin tief bewegt an, und entgegnete: Arme Rosa! So hat der Himmel auch über Sie wie über Tausend Andere den Kelch des Leidens ausgegossen, und Sie müssen ihn, wie alle Andern, bis zur Neige leeren, doch das Ueble vergeht so gut, wie das Angenehme, und wenn die Wolken am Liebeshimmel verflogen sind, so erquickt uns der Sonnenstrahl um so mehr; wir würden ja das Gute nicht zu würdigen wissen, wenn dessen Werth durch das Böse nicht gehoben würde. Immer Licht würde das Auge verwöhnen und blenden, es muß auch Schatten geben, die uns das Licht als eine Gnade des Himmels erscheinen lassen. Wenn friedlichere Zeiten wiedergekehrt sein werden, so wird uns dieser Lebenssturm als eine trübe Erinnerung der Vergangenheit vorschweben, und wir werden uns dann mit um so größerem Dankgefühle an die Freuden der Gegenwart anschließen.

Die beiden Freundinnen genossen nun oft wieder freundliche Stunden des Beisammenseins, und Rosa lud Julie zum Besuche ein, was diese auch mit Freude annahm.

An einem Vormittage, als Rosa zur Trödlerin kam, eilte ihr diese aufgeregt entgegen und rief: Dem Himmel sei es gedankt, daß Sie da sind, ich habe gerade nach Ihnen senden wollen.

Was ist vorgefallen? fragte Rosa beunruhigt.

Nichts Schlimmes, erwiederte Servatia, aber Ihre Gegenwart ist nothwendig. Der Herr Bruder befindet sich, wie der Arzt heute sagte, bereits außer aller Gefahr. Vor

einer Weile ließ er mich rufen und fragte mich, ob ich das Päckchen auf dem Tische gefunden habe?

Ich konnte nicht leugnen.

Haben Sie es geöffnet?

Ja!

Er fragte weiter, ob ich Ihren Aufenthalt erforscht hätte?

Da es mir darum zu thun war, nur einige Stunden Aufschub zu erhalten, um Sie herbeiholen zu lassen, so antwortete ich, daß Egidi die Angelegenheit über sich genommen habe, und daß er sich gerade abwesend befinde, was auch wirklich der Fall war; ich versprach jedoch, ihn, sobald er heimgekehrt sein würde, unverzüglich hinaufzusenden. Damit beruhigte sich der Kranke, und nun ist es an Ihnen, liebes Fräulein, zu handeln.

Der Augenblick war gekommen.

Rosa zitterte.

Servatia, ohne die Ursache der heftigen Bewegung zu kennen, suchte ihr Muth einzusprechen, und ließ der Zunge freien Lauf.

Die Jungfrau eilte allein die Treppe hinauf.

Der Diener öffnete die Thüre des zweiten Gemaches.

Rosa trat langsam ein.

Der Kranke hatte sie kaum erblickt, so streckte er ihr beide Arme entgegen und rief mit erschütternder Stimme ihren Namen.

Dieser Ruf drang wie ein zweischneidiges Messer in ihr Herz; sie eilte etwas rascher zu ihm, er faßte stürmisch ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

Rosa,, schluchzte er, meine theure Schwester!

Mein Bruder! rief sie, und brach in Thränen aus.

In diesem Augenblicke brach die Schwesterliebe, die Oberhand gewinnend, gewaltsam hervor, und ließ sie auf wenige Minuten Alles vergessen, was vorher vorgefallen war.

Die Stille des Gemaches wurde nur durch das Schluchzen der Geschwister gestört.

Rosa saß am Lager, Adam hielt krampfhaft ihre Hände in den seinen.

Du hast mich also doch aufgesucht, begann er nach einer Weile, Du meidest mich nicht mehr?

Diese Worte beschworen die Erinnerung an die Vergangenheit herauf und Rosa zuckte zusammen; unwillkürlich verlor ihr Blick den warmen, weichen Ausdruck, er wurde ernster, strenger. Sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst; es wären harte Worte gewesen, gegen welche sich aber doch das nicht zu bannende Gefühl der Schwester sträubte; sie schwieg daher.

Rosa, bat der Kranke, Du bleibst stumm, Du willst mir nicht antworten? Drängt es Dich nicht, mit mir zu sprechen?

Bruder, erwiederte sie langsam mit kaltem Ernst, es drängt mich in der That hierzu, aber meine Worte würden nicht geeignet sein, Dich zu erheben, zu erfreuen, und deßhalb will ich sie lieber ungesprochen bleiben lassen.

O rede, sprich, ich will Dich anhören, will von Deinen Lippen selbst das Bitterste in Demuth hinnehmen, ich bin ja der Schuldige!

Rosa sah ihn mit vorwurfsvollem Blicke an und entgegnete: Ja wohl, mein Bruder, bist Du schuldig, und verdienst, daß ich Dich mit harten Worten empfange, aber Worte können Deine Schuld nicht mindern, Worte können nicht sühnen, können die Vergangenheit nicht vergessen machen; auch mußt Du nicht glauben, daß es mir angenehm ist, Dir, dem ältern Bruder, dem einzigen Bruder, dem Einzigen, der mit mir unter einem Mutterherzen gelegen, als mahnende Richterin gegenüberstehen zu müssen; Du mußt nicht glauben, daß diese Stunde für mich eine angenehme sei, daß ich sie vielleicht gar herbeigewünscht habe; nein, mein Bruder! Alles, Alles, was ich bisher

durch Dich erlebt, war gegen das Gefühl dieses Augenblickes nur die Ahnung eines Schmerzes, ja, ich bin gewiß unglücklicher als Du, indem ich Dich so wiederfinde, und wenn ich bedenke, wie dieß Alles ganz anders hätte sein können, wenn Du auf dem Pfade des Rechtes geblieben wärest; wenn ich bedenke, mit welcher Wonne ich Dich dann umarmt hätte, wie mich Dein Anblick erfreut haben würde, dann möchte ich fast wünschen, Dich lieber niemals wieder als so gefunden zu haben, denn dann wäre mir mindestens der Gedanke an jene Freuden geblieben, während mir jetzt auch dieser geraubt ist.

Rosa, meine theuere Schwester! Ich kann nichts thun, als Dich anflehen, mir zu vergeben.

Bruder, Du hast Dich mir von einer Seite gezeigt, die mir jeden Gedanken an Dich verkümmern muß. Wenn ich mich auch zwingen wollte, Alles zu vergessen, ich könnte es nicht; Du hast mir vielen Kummer, großen Schmerz verursacht; mein Leben wär' ohne Dich so ruhig, so friedvoll hingestrichen, wie ein sanfter Frühlingshauch, der über eine blühende Flur streift; Du hast mich von der Seite einer Freundin gerissen, welche ebenfalls ein Opfer Deiner Verfolgungen war. Wisse, ich und Julie wohnten zusammen, wir Beide verbargen uns vor Dir, ohne zu ahnen, daß unser beiderseitiger Verfolger eine und dieselbe Person sei. Du hast mir und ihr bittere Tage bereitet, und Deine jetzige Lage ist nur eine geringe Vergeltung für das, was Du der Unschuldigen an Kränkung zugefügt.

Du weißt also? — fragte Adam traurig.

Ich weiß Alles, Julie hat vor mir kein Geheimniß gehabt; ich weiß, wie Du Dich ihr genähert hast, wie Du sie mit Deinem Netze umstricken wolltest, wie Du sie verleumdet und verfolgt hast. Ja, mein Bruder, ich weiß auch, wehe mir! daß ich es sagen muß, wer Du bist, und in welchen Diensten Du stehst. —

Der Kranke sank auf's Lager zurück und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Rosa hielt inne, dann rief sie aus: Arme Mutter! Wenn Du solche Schmach erlebt hättest!

Meine Mutter! jammerte der Kranke.

Du bist ein unwürdiger Sohn gewesen, Du hast Dich auch dem kindlichen Gefühle entfremdet! Mit welcher Freude empfing die Gute jeden Deiner Briefe, wie drückte sie immer das Papier an Herz und Lippen, wenn es ihr von dem Sohne Nachricht brachte! Mit Angst und Bangen harrte sie stets der Antwort; da blieb diese aus, — Tage, Wochen vergingen, noch kein Brief; sie schrieb wieder und wieder, vergebens, — es erfolgte keine Antwort! Sie weinte, klagte, — Jahre verstrichen, der Sohn ließ nichts mehr von sich hören, er war verschollen. Mein Adam ist todt! rief sie dann immer aus, er ist todt, sonst könnte er mich nicht vergessen haben! Ich habe keinen Sohn mehr, Rosa, Du bist jetzt mein einziges Kind! — Wohl ihn, daß sie mit diesem Gedanken starb, denn Dich am Leben zu wissen und sich von Dir verlassen zu sehen, hätte ihr nur die Sterbestunde verbittert. Nach ihrem Tode erst erfuhr ich, daß Du Mailand verlassen hattest und nach Wien abgereist seiest; ich machte mich auf, meine letzte Baarschaft wendete ich daran, Dir nahe zu kommen und Dich aufzusuchen; ich gedachte, einen lieben Bruder zu finden, der, zum Manne herangewachsen, den ehrenvollen Namen seines Vaters trägt und sich einem würdigen Berufe gewidmet hat; aber ich fand einen Unwürdigen, einen Spion!

Weh' mir! rief Adam, und faßte rasch Rosa's Hand, indem er sich wieder zur sitzenden Stellung emporrichtete. Schwester, Du zerwühlst mein Inneres, Du quälst mich, indem Du mir meine Schuld mit unerbittlicher Strenge vor die Augen hältst. Ich bin das, was Du sagst; allein Du mußt mich nicht ungehört verdammen; Du mußt die Wirkungen nicht allein in's Auge fassen, sondern auch die

Ursachen wissen, die sie hervorgebracht. Ich war in Mailand, ich studirte fleißig und mit dem besten Willen, ein ehrenvolles Amt zu erreichen. Da dringt die Kunde von den Siegen des jungen republikanischen Generals durch ganz Italien, sein Ruhm durchflog wie ein Aar das ganze Land. Wohin man kam, wurde von ihm gesprochen, wohin man sich wendete, hörte man seinen Namen nennen. Bonaparte war das Losungswort, Bonaparte war die Sonne, deren Ruhmesstrahlen man gierig einsog, deren Feuerscheibe man sich fast anbetend zuwendete. Die jungen Leute waren es besonders, die sich in Lobespreisungen ergossen und in ihm nur den Erlöser ihres Vaterlandes erblickten. Dieser allgemeine Taumel erfaßte auch mich, ich machte Bekanntschaften von Gleichgesinnten und wurde, wie von einem Taumel erfaßt, in den Strudel der politischen Wirren mit hineingerissen! Die Ruhe meines bisherigen Lebens war gestört, die Umgebung nahm meine Sinne dermaßen ein, daß ich alles Andere vergaß. Später machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Aeußeres mich anzog, dessen Benehmen mich festhielt. Mein Freund half mir oft aus Verlegenheiten, nahm sich meiner an und fesselte mich immer mehr an sich. Es war ein französischer Agent, er bewog mich, ihm anfangs einige dem Anscheine nach unbedeutende Gefälligkeiten zu erweisen; ich überließ mich leichtsinnig seiner Leitung, er zeigte mir die schimmernde Außenseite seiner Existenz, ließ mich ein sorgenfreies Leben erblicken, dessen großer Ruhm darin bestand, der Freiheit der Völker zu dienen. Ich unternahm mit ihm zeitweilig Reisen, lernte die Annehmlichkeiten des Lebens kennen; ich sah Rom, Florenz, Neapel und Paris; mein Freund verschaffte mir Gelegenheit, die Pracht am Hofe des neugekrönten Kaisers kennen zu lernen, und ich konnte seinem Antrage, mich dem Dienste des neuen Cäsars zu weihen, nicht widerstehen. Meine erste selbstständige Mission führte mich wieder nach Mailand; da ich dort durch die Länge meines früheren Aufenthaltes

allgemein bekannt war, so behielt ich meinen wahren Namen bei, und änderte diesen erst, als mir später der Auftrag zu Theil wurde, nach Wien überzusiedeln. Glaube mir sicher, liebe Schwester, das Alles kam so stufenweise, so unwillkürlich, die Masse der Begebenheiten und Beschäftigungen hielten mich dann immer so in Athem, daß ich nicht mehr zu mir selbst kommen konnte; ehe ich es ahnte, war ich französischer Agent, und als ich es war, konnte ich mich nicht widersetzen, und mußte der Strömung folgen. Ach, wer dieß Alles vorhergesehen hätte!

Rosa schüttelte unwillig den Kopf.

Nach einer Weile nahm sie das Wort: Was Du mir hier mitgetheilt, entschuldigt Dich nicht, denn es zeigt nur von Deinem leichten Sinn, es beweiset, wie wenig Du der mütterlichen Lehren geachtet, wie leichtsinnig Du Deine Studien verließest, um Dich einem Elenden anzuschließen, der es verstand, Dich zu locken und Deine schwachen Seiten zu benützen. Ach, wie sehr muß ich der Vorsehung danken, daß sie mich fremde Menschen finden ließ, welche sich meiner liebevoll annahmen, als ich mit dem Gedanken, Dich aufzusuchen, hierher kam; wie unendlich unglücklich wäre ich jetzt, wenn ich sonst keine theuere Seele auf Erden hätte, denn Du, Du hast Dich meinem Herzen entfremdet. —

Rosa, meine theure Schwester! rief der Kranke, sie unterbrechend, sprich nicht die harten Worte aus, Deine Zukunft soll eine sorgenfreie sein, was ich besitze —

Das bleibe Dein Eigenthum! erwiederte die Jungfrau rasch, ich werde nie, nie, so wahr der Geist unserer seligen Mutter in diesem Augenblicke auf uns herabsieht, ich werde nie von dem Sündenlohne Gebrauch machen, den Du Dir erworben hast. Wenn Du nicht willst, daß wir uns niemals wiedersehen, so sprich ja nicht mehr davon; hast Du mich verstanden, Bruder, ja nie mehr! Und nun, höre mich an. Ich werde Dich, so lange Du darnieder liegst, noch

öfter besuchen. Wir werden von der Vergangenheit nie mehr sprechen, denn ich mag Dir nicht mit meinen Klagen lästig fallen, und will auch mir die Kränkung ersparen. Was mich betrifft, so enthebe Dich jeder Sorge für meine Zukunft, ich werde den Pfad der Ehre nicht verlassen und der Stimme meines Herzens folgen. Eben so wenig werde ich mir auch anmaßen, Dir Dein ferneres Thun vorschreiben zu wollen; handle nach Deinem Ermessen, wandle fort oder kehre um, Du allein wirst die Folgen zu tragen haben, mir können von Dir keine größeren Kränkungen widerfahren, als die, welche ich bereits erlebt habe.

Sie erhob sich vom Sitz.

Willst Du mich schon verlassen? fragte der Kranke traurig.

Ich muß! Mich rufen die häuslichen Geschäfte in jener Familie, welche mich liebreich wie eine Tochter aufnahm, und mir den Schmerz erträglich macht, daß ich allein bin.

Adam faßte ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Rosa blieb ernst und kalt.

Du willst also nicht bei mir bleiben? fragte der Kranke.

Die Jungfrau schüttelte verneinend den Kopf und erwiederte: Ich kann nicht!

Schwester! bat der Kranke, sei nicht grausam, nicht unerbittlich.

Ich bin nur gerecht! entgegnete Rosa, ich werde als Schwester Dich so lange sehen, bis Du außer aller Gefahr bist, und dann —

Nun — dann?

Dann nehmen wir Abschied auf immer!

Auf immer? stöhnte der Kranke, und sank auf das Kissen zurück.

Rosa harrte einige Augenblicke, bis er sich wieder emporrichtete, dann lispelte sie: Lebe wohl, mein Bruder! und verließ das Gemach.

Adam Landner, der französische Spion, blieb allein; er hatte den Tod der Mutter erfahren, die Liebe der Schwester war verloren, die Achtung aller Bessern verscherzt, er war allein mit seinem Gewissen!

Welche Qual! — — — — — — — — — — — — — —

Servatia befand sich in dem Gemache, wo Herr Brenner eben beschäftigt war, Goldschnüre und Borten von den Uniformen abzutrennen.

Lieber Egidi, begann die ehrenwerthe Dame nach einer Weile, jetzt fällt mir eben ein Gegenstand ein, über welchen ich mit Dir schon längst hätte sprechen sollen; da ich aber gerade jetzt Zeit habe, so wollen wir die Sache zur Verhandlung bringen.

Brenner wurde sehr neugierig.

Frau Konrad ging über die Schublade eines Kastens, kramte dort eine Weile umher, und kam endlich mit einem Papier zurück.

Was glaubst Du, lieber Egidi, befindet sich in diesem Papiere?

Ich weiß es nicht, theure Servatia.

Nun gut, so will ich es Dir zeigen.

Sie schlug das weiße Papier auseinander und brachte einen schmutzigen, zerfaserten Brief zum Vorschein.

Was ist das? fragte Brenner verwundert.

Ein Brief.

Von wem?

Von Dir, mein Kind; es ist zwar der einzige, den Du mir während Deines Feldzuges geschrieben hast, aber ich habe mir ihn aufbewahrt.

Das ist sehr schön von Dir!

Meinst Du? Ich glaube aber, Du wirst gleich einer andern Meinung werden, und wünschen, daß ich ihn zerrissen hätte.

Und warum dieß, liebe Servatia?

Weil dieser Brief Dich auf eine sehr deutliche Weise einer Schuld verdächtig macht, die Dich, wenn sie sich als Wahrheit herausstellte, schwärzer als den schwärzesten Mohren machen würde; denn wisse, ich kann Alles verzeihen, nur keine Untreue, in diesem Punkte bin ich unerbittlich, ein Tirann, ein zweiter Bonaparte.

Egidius wurde sehr verlegen und stotterte: Servatia, Du machst mir angst und bange, ich bin mir keiner Schuld bewußt, rede, und ich werde mich vertheidigen!

Frau Konrad löste, um bequemer zu sein, die Schleife des rothen Bandes, welches ihre Haube am Halse festhielt, und warf die Bänder über die Schulter zurück; darauf lüftete sie das grellblaue Busentuch, und kühlte sich, Luft schöpfend, die brennendrothen Wangen.

Der Gedanke an Egidi's muthmaßliche Untreue hatte ihr warm gemacht.

Jetzt nahm sie die Brille und setzte sie auf die Nase; darauf begann sie die Theile des ehemaligen Briefes an einander zu fügen.

Nachdem dieß Geschäft mit feierlicher Stille beendet war, und Brenner da saß, wie Jemand, der in Erwartung einer ihm noch unbekannten Anklage ist, so begann Servatia zu lesen:

„Mein theures, angebetetes Weib! Ich ergreife die Feder, um Dir den ersten Brief zu schreiben, und Dich von meinem Wohlbefinden in Kenntniß zu setzen. Seitdem ich exerzieren, voltigiren u. s. w.," ich hab', lieber Egidi, gegen das Exerziren und Voltigiren gar nichts einzuwenden, aber nur hätte das Voltigiren nicht auch außer Dienst stattfinden sollen.

Ich verstehe Dich nicht, liebe Servatia. —

Du wirst mich gleich verstehen, hör' mich nur weiter an: — „gelernt habe u. s. w., ganzer Kerl," — auch gut — „Hermann Duschel grüßen" — nichts einzuwenden — „Hasenfuß" — Gott sei's geklagt — „Knödel, saures

Kraut, Bubenberger Hanns kurz geschlossen, wegen Eherecht-Verletzung, von rückwärts einkeilen lassen," — das ist Alles nichts, das ist mir ganz gleichgültig, wenn ich Euer Hauptmann gewesen wäre, so hätte ich den Bubenberger gleich das erste Mal auf die Bank gelegt und ihm eine Viertelstunde keine Ruhe gelassen; aber nun kommt das Wahre: „Mir ist Gottlob nichts Unangenehmes zugestoßen, mit Ausnahme eines auf dem Heuboden meines vorletzten Quartiers zurückgelassenen Sacktuches, welches aber die Hausdirne wohl gefunden haben wird, da dort mein Lager war."

Sie hielt inne.

Nur weiter! sagte Egidi.

Nicht weiter! rief Servatia, ich habe an dem schon genug, denn hier hat es früher geheißen: „da dort ihr Lager war!" Das ihr ist ausgestrichen und ein mein darübergeschrieben; daraus schließe ich, daß Deine Feder unwillkürlich die Verrätherin Deiner Missethat geworden ist; was hast Du auf dem Heuboden zu suchen, was hast Du dort ein Sacktuch zurückzulassen? Egidi, mir scheint immer, Du hast das Sacktuch nicht vergessen, sondern mit Vorsatz zurückgelassen, als eine dankbare Erinnerung, ein Sacktuch, o, es ist zu schmutzig — zu abscheulich!

Sie nahm die Brille herab, hauchte sie an, wischte sie mit dem Vortuche rein und weinte dazu.

Brenner war wie aus den Wolken gefallen. Von dieser Seite hatte er den Schlag nicht erwartet.

Seine Verlegenheit, sein Erblassen, überhaupt sein ganzes Benehmen war so verdächtig, daß wir leider seine Unschuld nicht verbürgen können; indessen darf man auch auf solche Anzeigen hin kein Verdammungsurtheil sprechen, denn die Kriminal-Erfahrung weiß von Exempeln zu erzählen, daß manche Menschen bei Anklagen erschrecken, stottern, blaß werden u. s. w. und am Ende doch unschuldig sind. Dieß kann daher auch bei Egidi der Fall gewesen sein, und wir wollen es stillschweigend annehmen, denn die Weise,

wie er sich vertheidigte, war nicht von der Art, um ihn ganz freisprechen zu können.

Liebe Servatia, begann er nach einer Weile, Du mußt mich nicht ungehört richten. Ich werde Dir den ganzen Fall klar auseinander setzen. Du hast ganz recht, auf dem Heuboden war wirklich die gewöhnliche Lagerstätte der Hausdirne, aber als die Einquartierung kam, wurde diese uns zugewiesen und die Hausdirne mußte in der Küche übernachten.

Du warst also nicht allein?

Nein, liebe Servatia.

Wer war mit Dir im Quartier?

Brenner besann sich und erwiederte: Der Lorenz Steiger.

Gut, sagte Servatia, ich werde, wenn das Bataillon zurückkommt, beim Steiger Erkundigung darüber einziehen.

Das kann leider nicht stattfinden.

Warum denn?

Weil der Lorenz bei Aspern geblieben ist.

Servatia schüttelte den Kopf wie ein Kriminalrath, der auf einen verdächtigen Punkt stößt, und sagte: Egidi, Egidi, die Sache wird immer verwickelter.

Ja, mein Kind, entgegnete der Inquisit, wenn Du sie mit Gewalt verwickeln willst, dann kann ich nichts dafür.

Du weißt nicht, was ich darum gäbe, wenn das ihr nicht dastünde, und nicht durchgestrichen wäre.

Du mußt Dir die Sache aus dem Kopfe schlagen.

Egidi, antwortete Servatia mit Strenge, ein Heuboden und eine Hausdirne lassen sich nicht so leicht aus dem Kopfe schlagen; ich werde in meinem Leben keine Hausdirne sehen, ohne nicht zugleich an den Heuboden und das Sacktuch denken zu müssen; und das macht mich sehr traurig.

Egidius wurde auch sehr traurig. Er fuhr in seinem früheren Geschäfte des Schnürabtrennens fort und seufzte zeitweilig. Warum? Das wissen wir nicht.

Servatia schlichtete die verhängnißvollen Brieftheile zusammen und wickelte sie wieder in das weiße Papier; dann faltete sie beide Hände auf den Schooß und lispelte: So geht es immer, wenn man sein zartes Glück den rauhen Händen eines Mannes anvertraut.

Dieser Vorwurf that Herrn Brenner sehr wehe; er wischte sich die Augen und sagte: Verkannt zu werden, ist unser Loos hienieden; Servatia, schenke mir den Frieden und vernichte jenen Brief!

Die Dame sah ihn mit einem resignirenden Blicke an, dann flüsterte sie: Egidi, was hast Du begehrt?

Wer?

Du.

Den Brief?

Ja, mir zu Liebe.

Dir zu Liebe?

Ja, mein Engel.

Wohlan, ich will Dein Engel sein, ich will Dir den Frieden wieder geben. So wie dieses Papier, so schwinde auch jeder Argwohn aus meiner Seele! Sieh' her, Egidi, ich vernichte den Brief.

Eine Kerze war angezündet, die Dame hielt das Papier über dieselbe — und der Bubenberger Hanns mit dem Eherecht, das Sacktuch, der Heuboden und die Hausdirne gingen in Flammen auf.

Brenner sank der Dame in die Arme, der Friede war wieder hergestellt.

Möge er ihnen süße Früchte tragen!!

---

# IX.

Der Sommer hatte sich bereits seiner Herrschaft begeben, und dem Herbste Platz gemacht; an dem Frieden wurde zwar gearbeitet, aber die Franzosen führten noch immer das Regiment in Wien, und lagen wie ein drückender Alp auf Stadt und Land.

Wenn sich zu der Wehmuth eines stillen Herbstabends auch noch die traurige Betrachtung einer feindlichen Garnison gesellt, wenn zu den unerschwinglichen Forderungen harter Sieger auch noch die strenge Jahreszeit heranrückt, dann mußte freilich das Herz eines jeden Patrioten von tiefer Trauer befallen werden, dann mußte freilich jener glühende Enthusiasmus für den Krieg bedeutend abgekühlt sein.

Man sprach auch schon allenthalben vom Frieden. General Bubna war immer zwischen Schönbrunn und Komorn auf dem Wege, aus dem französischen Hauptquartiere flogen Kouriere nach allen Richtungen, aber man zweifelte noch immer an dem Zustandekommen, die Forderungen des Siegers waren zu demüthigend, denn abgesehen von den Länderabtretungen, begehrte er auch 100 Millionen an Kriegskontribution.

Da die Konferenzen in Ungarisch-Altenburg einen zu langsamen Gang nahmen, so wurden sie auf Napoleons Veranlassung abgebrochen, der Kongreß löste sich auf, dagegen erschien Fürst Lichtenstein am 27. September mit gänzlicher Vollmacht, als Abgeordneter des Kaisers Franz, am

Hofe zu Schönbrunn und die Unterhandlungen zwischen ihm und dem Grafen Champagny wurden fortgesetzt.

Ueber den Punkt der Ländertheilung war man nun schon Anfangs Oktober einig, allein in Bezug der Geldkontribution war noch keine Annäherung herbeigeführt, da Napoleon mit eiserner Hartnäckigkeit auf 100 Millionen beharrte, während sich Oesterreichs Bevollmächtigter nur auf 50 verstehen wollte.

Der 5. Oktober näherte sich seinem Ende, die Nacht zog herauf, langsam und traurig, so wie die Stimmung der Meisten, deren Herzen dem ersehnten Frieden entgegenschlugen.

In den Straßen der Wienerstadt herrschte noch immer reges Leben, Fiaker rasselten in bunter Abwechslung mit französischen Equipagen, Fußgänger wandelten an den Häuserzeilen vorüber, und die Lampen mit ihrem mattrothen Scheine beleuchteten das nächtliche Treiben.

Vor der Pforte der Kapuziner hielt um die neunte Abendstunde eine Equipage.

Aus derselben stiegen zwei Männer.

Ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehen empfing sie demüthig an der Pforte und führte sie dann hinab in die kaiserliche Gruft.

Die Angekommenen waren Kaiser Napoleon und Rapp, welcher ihn begleitete.

Wie gesagt, es war am 5. Oktober 1809 um die neunte Abendstunde.

Napoleon stand zwischen den Särgen der österreichischen Fürsten, jener Fürsten, deren Länder er mit Krieg überzogen hatte, jener Fürsten, in deren Hauptstadt er jetzt residirte.

Napoleon betrachtete die vom Fackelschein beleuchteten Denkmale.

In der Gruft herrschte feierliche Stille.

Jetzt blieb er bei einem Grabe stehen.

Mit verschränkten Armen, den Hut in der Hand, betrachtete er den Marmor, der die Inschrift trug:

So schlafen denn auch die gekrönten Häupter diesen ewigen Schlaf, eben so ruhig, eben so still, eben so verlassen, wie der Aermste des Volkes! Wo ist die Pracht, die sie im Leben umgab? Wo sind die Tausende, die demüthig vor ihnen das Knie beugten? Die Leichen liegen in der Tiefe, und man geht über sie hinweg, wie über jede andere Grabesstätte. Ob Marmor oder Holz das morsche Würmermahl umschließt, das Loos der Vernichtung bleibt bei Allen gleich.

Den todten Bürger schützt der Spruch: De mortuis nil, nisi bene! Den todten Fürsten schützt er nicht, denn im Leben vernahm er nur Schmeichelei und gleißnerischen Lobgesang, die Wahrheit kommt erst an's Licht, wenn er vom Lichte scheidet; Fürsten richten die Welt, die Geschichte ist die Richterin der Fürsten, die *Geschichte ist das Weltgericht!*

Napoleon stand in der Kaisergruft.

Er betrachtete den Marmor, der die Inschrift trug.

Gedanken durchflogen die Seele des Kaisers.

Er, der sich durch sein Glück, durch sein Genie in den Kreis der gekrönten Häupter gedrängt hatte, er stand da, in der Mitte einer todten Kaiserfamilie.

Seine Augen ruhten auf dem Grabmale Josef des Zweiten.

Der große Sohn einer großen Mutter ruht hier vom müden Leben aus, sein Herz steht still, jenes Herz das in gleichem Gefühle für alle Menschen schlug, jenes große Herz, welches Alle mit der wärmsten Liebe umfing.

Das Leben von Theresien's Sohn schwebte an Napoleon vorüber, und er sprach bei sich: Er war ein Mensch im vollsten Sinne des Wortes, der Mensch trug bei ihm oft über den Fürsten den Sieg davon, das aber ist nicht gut, die Völker wollen vom straffen Zügel gelenkt sein, und

die Geißel „Furcht“ muß über ihren Häuptern geschwungen werden. Wer sich zu ihnen herabläßt, dem werden sie nie den Nacken beugen, und zu einem eisernen Willen gehört ein eiserner Arm.

Ja, ja, fuhr er in Gedanken fort, es ist nicht gut, der Freiheit Banner aufzupflanzen, nur dem Schrecken beugen sich die Menschen, nur im Joche pflügt der Stier, nur im Käfig wird des Löwen Pfote stumpf. Was Josef ererbt, das habe ich mir errungen; er bestieg den Thron der Väter, ich mußte den meinen erst errichten; aus den Trümmern einer Revolution entstand mein Werk. Der Thron wird bestehen fort und fort, wird aber mein Geschlecht auf demselben herrschen? Werde ich ihn so befestigen, daß er auch meine Erben tragen wird? Groß ist meine Macht, der halbe Welttheil beugt sich meinem Worte, und dennoch, dennoch steht sie noch nicht so fest, daß ein Sturm sie nicht erschüttern könnte, und der Sturm, er weht von Englands Küsten her; ohne aufzuhören, ist er immer stark, immer mächtig, dieser Sturm ist mein Gegner, mein größter Feind. Den offenen Kampf, ich scheue ihn nicht, er hat mich stets zum Sieg getragen, aber die schleichende, gleißnerische Hinterlist, die verborgen in der Tiefe wühlt, die ihre Machinationen bis in das Herz meines Frankreichs trägt, die Jene von mir abwendet, denen ich vertraue, die ich groß gemacht, die den Samen der Zwietracht in meinen eigenen Acker säet, die, ja diese scheue ich; viele Würmer, wenn sie an der Wurzel nagen, können auch die schönste und kräftigste Eiche stürzen. O, wer die Zukunft voraussehen könnte!

Napoleon schwieg.

Todtenstille herrscht wieder in der Gruft.

Das Fackellicht hüllt die Gräber in Dämmerschein.

Der Kaiser glaubt ein riesig Bild zu sehen, welches an seinem Auge wie ein Geisterschiff vorüberzieht.

Gekrönte Häupter in langen Talaren umstehen einen Mann, dessen Scheitel sich hoch zum Himmel hebt; ein rei-

zend Frauenbild, ein kleines Kind auf dem Arme, welches schon als Säugling eine Krone trägt, steht an dessen Seite. Dann aber schwindet die blaue Luft, das Grün der Wiesen, die Gestalten verwandeln sich in bewaffnete Legionen, die Felder sind mit Schnee und Blut bedeckt, Tausende von Leichen liegen erstarrt auf weißen Eisesflächen, der grimme Frost macht das Blut in den Lebenden erkalten, und jener große Mann fliegt in einem kleinen Wagen durch das winterliche Leichenfeld. Und diesem Bilde folgt ein neues Schlachtgemälde, so riesig, wie selbst er, der Schlachtenschläger, noch keines gesehen. Die Erde ist eine Blutlache, der Himmel eine Pulverwolke geworden, aber die gewaltige Schlacht muß jenen großen Mann sehr gebeugt haben, denn er steht nicht mehr da mit jenem kühnen Uebermuth, Fürsten schaaren sich nicht mehr um ihn — und wie mit einem Schlage — und Alles ist verschwunden, und der große Mann steht auf einer Insel, nur wenige Getreue umgeben ihn, aber diese Wenigen liegen anbetend vor ihm im Staube und er erhebt sich, wird groß, immer größer, die Seinen mehren sich an Zahl, immer stärker wird die Schaar, immer riesiger die Zahl, und endlich steht der Mann so riesig wie früher da, ein jubelndes Volk liegt zu seinen Füßen, und ein gewaltig Schlachtenstück beschließt das Bild, über dem mit feuriger Schrift die Worte zu lesen sind: „Hundert Tage!“

Doch dieß Alles schwindet rasch, es huscht so wie ein Blitz vorüber, die Erde ist fort, ein Meer hat sie verschlungen; so weit das Auge reicht, nichts als Wogen, Wellen, Wasser, und darüber hin der blaue Himmel.

Welche Oede, welch' schrecklich Bild!

Aber halt! Aus des Meeres Mitte steigt ein steiler Felsen auf, und auf dem Felsen steht jener Mann, größer wie noch nie. Aber diese Größe ist nicht die Frucht des Glückes, welches ihren Günstling wie die Sonne den Halm aus der Erde zog; diese Größe ist kein Kind der Macht,

welches diese unter den Schmerzen der Erde gebar, diese Größe flößt keinen Schrecken ein, o nein, dieß ist die Größe des Unglücks, welche das Gefühl des Mitleids weckt, denn jener Mann ist an den Felsen angeschmiedet, ringt vergebens seine Arme nach Weib und Kind herüber, es ist die Größe des Unglückes, welches stark genug ist, so wie früher Kronen, jetzt die bittersten Leiden zu ertragen.

Und das Bild, wie von einer Zaubermacht festgehalten, bleibt lange stehen.

Das Meer rauscht.

Finstere Wogen thürmen sich gegen die Himmelswölbung empor.

Die Wasser schäumen gegen das Fllsengestein.

Er hält und wankt nicht.

Die Felsen im Meere stehen fester wie sein Thron.

Ein warmer, verpesteter Wind weht über die einsame Felseninsel.

Der Riesenmann lebt noch immer, er ist bleich, matt, seine Hände zittern, aber sein Geist ist noch derselbe geblieben.

Da senkt sich eine nachtschwarze Wolke herab, ein Sturm ras't über den Felsen.

Ha — nun naht der Augenblick.

Die Menschen haben kein Erbarmen, aber Gott, der große Gott hat es. —

Er sendet Erlösung.

Die Wolke umhüllt den angeschmiedeten Dulder, die Fesseln sinken, der Leib wird starr, und der Geist schwingt sich durch den Sturm zum Himmel empor.

Dann wird's still auf dem Felsen, der Sturm legt sich, das Meer verstummt.

Die Insel hat e i n Grab mehr.

Aber Gräber sind stumm, es ist daher öde wie früher.

Und nun kommt das letzte Bild.

Eine riesige Stadt.

Das ganze Volk in festlicher Aufregang. Welch' ein Wogen?

Ein riesiger Katafalk in Bewegung. Auf demselben ist die Leiche jenes großen Mannes von der einsamen Felseninsel eingesargt.

Hunderttausende jubeln der starren Hülle entgegen.

Welche Freude, welche Seligkeit! Kinder weinen, Greise vergießen Thränen. Der Kaiser ist wieder da! jubelt eine Nation.

Ein Schlag, das Bild ist verschwunden.

Napoleon fährt erschüttert zusammen. Er blickt um sich. Ihn umstarren die Gräber der Habsburger.

Eine innere Simme ruft ihm zu: Mensch, Du hast Deine Zukunft geschaut!

Und der Kaiser flüsterte: Wohlan denn! Vorwärts — wenn mir nur die Bewunderung der Nachwelt wird!

Es schlug die zehnte Stunde.

Napoleon verließ nachdenkend die Behausung der Todten.

* * *

Und wieder ist es Nacht.

Eine freundliche, aber kühle Oktobernacht.

Julie war allein zu Hause, da trat Friedrich Staps bei ihr ein.

Der Jüngling eilte auf sie zu, faßte sie vertraulich an der Hand und sagte: Es treibt mich zu Ihnen, liebe Julie! Werden Sie erlauben, daß ich ein paar Stündchen mit Ihnen verplaudere?

Ich habe Sie heute Nachmittags erwartet.

Und ich komme Abends; ich erkenne meine Schuld und bitte um Vergebung, leiste Ihnen aber zugleich das feierliche Versprechen, daß ich nie, nie mehr um diese Zeit kommen werde.

Glauben Sie ja nicht, mein Geliebter, daß ich Ihnen diesen späten Besuch übel deute; Ihre Gegenwart macht mich zu jeder Stunde glücklich, aber er fällt mir auf, weil Sie noch nie so spät kamen.

Es geschah heute mit Vorsatz.

Und warum, mein Friedrich?

Weil sich's in der Nacht viel vertraulicher sprechen läßt; das Geräusch des Tages, das immerwährende Rasseln in dieser lebhaften Straße, wirkt auf jede vertrauliche Unterhaltung nur störend ein, mich wenigstens berührt es immer sehr unangenehm. Ganz anders aber ist es in der Nacht; da herrscht Stille in den Straßen, man kann noch so leise mit einander sprechen, und man versteht sich, man kann schweigen, und die Ruhe wird nicht unterbrochen; man kann sich küssen, und das süße Verhallen des Kusses wird gehört.

Julie lächelte.

Sie haben nicht Unrecht, mein Freund! Die Nacht ist eine süße Freundin der Liebe, aber sie ist auch eine falsche hinterlistige Frau, deren Thun man mit Argusaugen bewachen muß, denn sie verdeckt Abgründe mit trügerischem Dunkel, und wenn man diese nicht meidet, so werden sie oft das Grab der Liebe.

Wir werden sie meiden, rief Friedrich, umfaßte Julie auf stürmische Weise und preßte ihr heiße Küsse auf die Lippen. Sie werden sehen, mein theures Leben, wir werden sie meiden!

Julie saß an Staps Seite und lispelte: Mehr Ruhe, mein theurer Freund! Sie sind ja heute so freudig aufgeregt — was mag wohl die Ursache hievon sein?

Der Jüngling sah sie eine Weile an, dann antwortete er: Wünschen Sie die Ursache zu wissen?

O ja, ich bin ein Weib, daher neugierig!

Nun gut, Sie sollen sie erfahren: Ich freue mich, weil ich Sie liebe, und weil Sie mich wieder lieben.

Und darüber fangen Sie erst jetzt an, sich zu freuen?

O nein, ich freue mich schon lange, aber das Bewußtsein dieses heiligen Gefühles hat mich noch nie so glücklich gemacht wie heute.

Und warum dieß?

Weil ich fühle, daß es mich erhebt und kräftiget. Meine theure Julie, ich möchte heute gerne mit Ihnen recht vertraulich sprechen.

Wohlan! thun Sie es.

Ich kann nicht.

Warum denn?

Weil es, um mit Jemandem recht vertraulich zu sprechen, unumgänglich nothwendig ist, daß man ihn mit „Du" anrede.

Diese Nothwendigkeit, mein Freund, sehe ich gerade nicht ein, aber ich werde Dich eben so gerne anhören, als ich Sie angehört habe.

Ich darf also? rief Friedrich ganz selig.

Julie nickte.

Du —

Nun ja, Du!

Du liebst mich also, meine Julie?

Ja, mein Herz! Ich liebe Dich.

Ach, siehst Du, wie dieß ganz anders klingt?

O ja, es klingt anders, aber deßhalb nicht wärmer.

Aber viel vertraulicher; siehst Du, meine Freundin! Wenn Liebende sich mit Sie anreden, so dünkt mich dieß gerade so, als wenn Jemand ein schönes Blümchen mit Glacee-Handschuhen pflückte.

Die Jungfrau mußte über den drolligen Vergleich lächeln.

Sie sind ein Schwärmer.

Was hast Du gesagt?

O Verzeihung, Du bist ein Schwärmer.

So laß ich mir's gefallen, meine Julie; und nun noch eine Bitte.

Was wünschest Du?

Staps erhob sich und ging zur Kommode, auf welcher ein kleines Medaillon lag.

Willst Du mich mit diesem Porträt beglücken?

Wenn es Dir Freude macht, mein Freund, so nimm es; aber das Bild ist schlecht gemalt und schon zwei Jahre alt, es ähnelt mir sehr wenig, ich gedenke mich jetzt neuerdings malen zu lassen.

Wozu dieß, meine Freundin? Dein wahres Bild trage ich im Herzen, und dieß Medaillon soll mir blos eine theure Erinnerung an die jetzige Stunde sein.

Er küßte das Bild. So, meine theure Julie, sagte er, jetzt, jetzt bin ich zufriedengestellt, laß Dich küssen für die Seligkeit, die mir Deine Liebe gewährt, und dann gib mir Antwort auf die Fragen, die ich an Dich richten werde.

Julie drückte sich in seine Arme und horchte.

Du liebst mich, meine Julie?

Mit ganzem Herzen.

Macht Dich diese Liebe glücklich?

Sie macht mich selig.

Ist diese Liebe so stark, daß selbst die Erinnerung an sie Dich glücklich machen kann?

Julie sann eine Weile nach, dann entgegnete sie: Mein Friedrich! Wenn Du von Erinnerung sprichst, so muß eine Trennung stattfinden. —

Nun gut, nehmen wir an, sie fände statt.

Julie wurde bleich.

Du erschreckst mich. —

Bleibe ruhig, mein süßes Mädchen! bat Staps und beantworte meine Frage.

Ach, wie sollte mich denn die bloße Erinnerung an unsere Liebe glücklich machen können? Sie kann mich trösten in meinem Schmerze, —

Wird sie dieß? —

O ja, dieß wird sie gewiß, bis zu jenem Augenblicke, wo wir uns wiedersehen.

Dank Dir, meine Julie, für diese Versicherung. Wenn wir uns trennen, so denken wir an das Wiedersehen, und wiedersehen werden wir uns gewiß; bis dahin aber muß die Liebe unser Hort sein. Welch' ein ärmliches, ganz gewöhnliches Gefühl wäre die Liebe, wenn sie sich nur, wie ein reicher Prasser, an die volle Tafel der Gegenwart setzte, und in den Zeiten des Mangels ob der Entbehrung in laute Klagen ausbräche? Diese wahre Liebe erkennt man erst in den Zeiten der Noth, so wie man den Stern am Himmel erst erblickt, wenn die Sonne untergegangen und es Nacht geworden ist.

Deine Worte, lieber Friedrich, machen mich sehr unruhig.

Das sollen sie nicht, theures Leben, Du sollst ruhig bleiben und mir ferner antworten. Kannst Du mir die Ursache angeben, warum Du mich liebst?

Warum? Welche kindische Frage!

Meine Persönlichkeit kann die Ursache nicht sein, sonst hättest Du mich schon im ersten Augenblicke, als wir uns sahen, lieben müssen.

Ganz recht; ich glaube, Deine Art zu denken fesselte mich an Dich, Deine Gesinnung —

Nun siehst Du, meine Theuere, die Gesinnung ist es, ich zweifelte keinen Augenblick daran; die Gesinnung, die gleiche Weise zu fühlen und zu handeln hat uns verbunden; Du wirst daher das, was ich unternehme, nie tadeln können, Du wirst, was Du auch von mir hören magst, mich nie verdammen, und nur denken, Friedrich ist ein Mann von Ehre, und was er thut, das mußte geschehen, sei es von eigenem Herzensdrang getrieben, oder von einer höhern Macht anbefohlen.

Julie nickte ihm freundlich zu und sagte dann: Aber, mein theurer Freund, wozu sollen diese Vorbereitungen dienen? Was wird geschehen?

Du wirst es in kurzer Zeit erfahren. Julie, wir sind Deutsche, unser Vaterland ist eine geknechtete Sklavin, viele unserer Fürsten sind zu Dienern des Tyrannen herabgesunken, mir blutet das Herz, wenn ich an diese Schmach denke. Der echte Deutsche kann sie nicht ohne Schamgefühl ansehen, und es hat noch nie eine Zeit gegeben, wo es so wie jetzt nur eines Armes bedurft hätte, um dieser Erniedrigung ein Ende zu machen. Der Augenblick ist da, — der Himmel hat es beschlossen, es muß geschehen. Frage mich nicht, meine Geliebte, ich dürfte Dir nicht antworten, und das würde mir wehe thun. Julie, wenn Du mich mit jenem heiligen Gefühle umfängst, das nicht nur in der Gegenwart lebt, sondern sich auch wie ein starker Fels bis zu den Wolken der Zukunft emporzuheben im Stande ist, dann wirst Du nicht klagen und nicht jammern, wenn ich Dir gestehe, daß wir uns trennen müssen, trennen auf lange, — sehr lange Zeit.

Die Jungfrau saß leichenblaß da; ihr Blick ruhte ängstlich auf Friedrich's Antlitz, ihr Busen wallte heftig.

Friedrich, stotterte sie, Du batest mich, keine Fragen an Dich zu richten; erkenne daraus die Größe meines Vertrauens, daß ich Deine Bitte erfülle; aber Deine Worte erschüttern mich, die Angst durchjagt mein Herz, ich kann mich eines peinigenden Gefühls nicht erwehren, was soll ich mir denken?

Daß ein Gott im Himmel lebt, daß eine Vorsehung über uns waltet! entgegnete Staps mit feierlichem Tone; Du sollst denken, daß Alles, was da geschieht, im Willen des Himmels gelegen, und daß Er, der Welten in ihren Bahnen erhält, auch den Pfad eines schwachen Sterblichen unter seiner Obhut hat. Julie, die Liebe ist eine Gabe des Himmels, es muß daher auch für die Liebe ein Plätzchen

im Himmel geben, wenn sie auf Erden keine Ruhestätte findet; unsere Liebe blüht und grünt; sind wir zufrieden mit dem süßen Keime, die Hoffnung der Ernte kann uns Niemand rauben, und dieser Hoffnung sei von nun an unser Leben geweiht!

Mein Freund! Deine Worte sind mir Räthsel, die ich nicht lösen kann; Du sprichst von einer langen Trennung; nun wohl, ich werde sie ertragen, das Andenken an die Liebe wird mich trösten. Deine Reden lassen mich vermuthen, daß Du gegen den Unterdrücker Deutschlands in den Kampf ziehen willst; ich werde auch den Gedanken, Dich von Gefahren umgeben zu wissen, ertragen lernen, aber wir Beide sind ja noch jung, wir werden uns ja wiedersehen, warum sollte also unsere Liebe auf dieser Erde keine Ruhestätte finden? Wohl hat der Himmel ein Plätzchen für die Liebe, allein die Liebe macht ja auch die Erde zum Himmel, und sollte uns diese Seligkeit nicht vorbehalten sein?

Meine theure Julie, hoffen wir darauf, aber wenn es nicht wäre, wer kann denn in die Zukunft schauen, wie dann?

Dann? Ach, das wäre sehr traurig. —

Traurig? Auch dann, wenn ich für unser deutsches Vaterland fiele?

Ja, mein Friedrich, auch dann! Der Verlust bleibt immer derselbe, wenn auch die Art, wie er herbeigeführt wurde, manches Tröstliche hat; ich könnte ihn nicht ertragen.

Julie, Du bist ein deutsches Mädchen, Du wirst stolz darauf sein, in mir einen Mann gefunden zu haben, der für das Vaterland keine Gefahr, selbst den Tod nicht gescheut hat, und dieser Gedanke wird Dich erheben, die Erinnerung wird Dich kräftigen, die Hoffnung wird Dich trösten. Jetzt küsse mich, Du, mein deutsches Mädchen, und weihe mich zum Ritter unseres Vaterlandes.

Er kniete vor ihr nieder, Julie küßte ihn und sagte mild: Du bist und bleibst ein süßer Schwärmer; wohlan, mein deutscher Held! Ich weihe Dich im Namen der allerheiligsten Liebe, die als ein Theil Gottes in unsere Herzen überging; ich weihe Dich, auf daß Du würdig seiest, für unser Vaterland zu wirken, zu kämpfen!

Friedrich drückte sein Antlitz in ihren Schooß.

Juliens Hände ruhten auf seinem Haupte.

Es war ein feierlicher, stiller Augenblick.

Der junge Mann erhob sich, ließ sich wieder an der Seite der Geliebten nieder und sprach: Nun mußt Du mir noch eine Zusage leisten.

Worin besteht diese?

Du versprichst mir, Dich nie so weit herabzuwürdigen, nur an unseren Feind irgend eine Bitte zu richten, selbst dann nicht, wenn mein Leben auf dem Spiele stünde.

Friedrich! Was begehrst Du von mir?

Was jeder Deutsche von seinem Mädchen begehren würde; Du bist mir ein Heiligthum, und dieses darf sich nie erniedrigen. Versprich es mir, theure Julie!

Die Jungfrau versetzte: Ich bin heute schon an Deine Sonderbarkeiten gewöhnt, ich verspreche Dir auch dieß, wiewohl ich nicht einsehe, wie Du auf diese Idee kommst.

Ich betrachte Dein Wort wie einen Eid und hege die Ueberzeugung, daß Du ihn niemals brechen wirst.

Die Stockuhr verkündete die eilfte Stunde.

Die Stunden fliehen schnell, sprach Friedrich, ich werde Dich verlassen, Geliebte, denn ich bedarf der Ruhe.

Er erhob sich.

Seine Züge hatten den fröhlichen Ausdruck, der sie früher belebte, verloren, dagegen lagerte eine wehmüthige Trauer auf denselben.

Julie erkannte dieß sogleich und sagte: Friedrich, ich erkenne Dich nicht wieder, so habe ich Dich noch nicht

gesehen! Du verheimlichest mir etwas, von dem es besser wäre, wenn Du es unterließest. Warum bist Du so verschlossen?

Weil ich muß, liebe Julie! Der Himmel will es, und ich folge nur seinem Gebote. Lebe wohl, Geliebte! —

In diesem Augenblicke befiel eine unaussprechliche Angst das Herz der Jungfrau; sie umfaßte den Geliebten und rief: Friedrich, wenn Du mich liebst, so verlasse mich nicht! —

Ich liebe Dich unendlich, aber ich muß Dich verlassen; die Pflicht ruft mich, und ich muß gehorchen. Sei stark, mein Mädchen, bezwinge den Schmerz des Augenblickes — und hoffe auf die Zukunft!

Er umfaßte sie, und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen.

Thränen perlten über die erblaßten Wangen der Jungfrau.

Staps lächelte wehmüthig und sprach: Warum weinst Du, mein Herz? Weil Du nicht in die Zukunft schauen kannst? Beruhige Dich, ich sehe sie deutlich vor Dir liegen. —

So beruhige mich —

Das kannst Du nur selbst; jeder Mensch muß die Ruhe aus seinem Innern schöpfen; Ruhe kann man nicht wie einen Balsam einflößen, sie muß aus des Herzens Quelle strömen; trösten kann ich Dich, und das habe ich gethan, doch beruhigen, das kann ich nicht. Gedenke meiner Worte und lebe wohl!

Friedrich, mein Friedrich! rief Julie im Uebermaß des Schmerzes, verlaß' mich nicht, ich kann Dich nicht scheiden sehen!

Ich muß, beim Himmel, ich muß!

Werde ich Dich wiedersehen?

Wiedersehen? rief Friedrich, von einer heimlichen Freude erfaßt; ja, mein Mädchen, das wirst Du, ich schwöre Dir's

bei dem allmächtigen Gotte, der in den Wolken thront und unser Schicksal lenkt, Du wirst mich wiedersehen!

Er küßte sie, riß sich aus ihren Armen und verließ das Gemach.

Die Jungfrau sank weinend auf das Lager.

Eine Geisterstimme rief ihr zu: Du hast den Geliebten zum letzten Male gesehen!

Und so war es auch!

* * *

Eine Stunde später.

Friedrich Staps ist in seiner Wohnung.

Er sitzt am Tische.

Schreibgeräth liegt vor ihm.

So habe ich mich denn auch von ihr losgerissen sprach er; aber es mußte sein, meine Sendung muß voll bracht werden! Ich muß sie so wie die Eltern verlassen, ich muß mich von Allem trennen, was mir lieb auf dieser Erde ist, um die heiligste Pflicht zu üben. Der Tyrann muß fallen, mein Vaterland muß frei werden! Tausende fühlen die Schmach, und ich bin der Auserwählte, der sie enden wird. Komm her, du mein treuer Stahl, rief er, und preßte ein vor ihm liegendes Messer an die Lippen, du jetzt noch so kalt, wirst bald warm sein vom Blute des Unterdrückers! Du, jetzt noch so blank, wirst bald roth gefärbt sein von seinem Lebensquell; er hat Ströme von Blut vergossen, was ist sein Bischen Leben gegen die Tausende, die er gemordet!

Nach diesen Worten legte er Papier zurecht und schrieb folgende Zeilen:

„Meine einzig geliebte Julie!

„Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr am Leben. Meine Sendung ist, Tausende vom Joch der

Sklaverei zu befreien, und ich gehe, sie zu erfüllen; denke an Dein Versprechen und erniedrige Dich vor dem Tyrannen durch keine Bitten. Mein Tod wird nur ein ehrenvoller sein, ich sterbe in der Ausübung der heiligsten Pflicht. Lebe wohl, denke an Deinen Friedrich und an das Wiedersehen in jener bessern Welt, wo die Freuden heiliger, die Wonne ewig sind."

Er faltete den Brief.

Und nun noch ein Schreiben an meine theuern Eltern und dann, vielleicht zum letzten Male, zur Ruhe!

Der Brief, den nun er schrieb, ist folgender *):

„Theuerste Eltern!

„Noch diesen Brief; Sie werden mich nicht mehr sehen. — Ach, könnte ich Ihnen sichtbar machen, wie schwer es mir wird, Ihnen dieses zu schreiben, und doch muß ich! Ja, ich muß, muß vollbringen, was mir Gott geheißen, was ich ihm fürchterlich heilig geschworen habe, zu vollbringen. Ich muß Tausende von ihrem Verderben, von ihrem Tode retten und dann selbst sterben. — Was und wo ich es thun will, kann ich Ihnen nicht entdecken. Schon vor einigen Wochen entstand in mir der Gedanke, dieß zu thun; ich bat Gott, mir Mittel anzugeben, mein Vorhaben ausführen zu können, da wurde es mir hell vor den Augen, mir war es, als sähe ich Gott in seiner Majestät, der mit donnernden Worten zu mir sprach: Gehe hin und thue, was Du Dir vorgenommen hast, ich will Dich leiten, Dir behilflich sein, Du wirst diesen Zweck erreichen, doch Dein Leben zum Opfer bringen müssen, aber dann bei mir ewig

*) Diese Zeilen dürften für unsere Leser ein um so größeres Interesse haben, da sie mit Ausnahme einiger unbedeutender Aenderungen die getreue Kopie des letzten Briefes sind, welchen Staps an seine Eltern schrieb. Ich beflißß mich in diesem Gemälde, seinen Charakter so treu, als es mir möglich war, darzustellen.

froh und selig sein! Da hob ich meine Hände auf zu ihm und schwur fürchterlich und heilig, ihm zu gehorchen bis in den Tod, und verlangte hier keine frohe Stunde und dort ewige Verdammniß, wenn ich meinen Schwur brechen würde. Und schon damals hätt' ich gehen sollen, aber ich war zu wankelmüthig, bereuete oft, was ich geschworen hatte. Doch mein Gewissen ist jetzt aufgewacht und sagt mir: Gehe, eile fort, jetzt ist noch Zeit, aber die höchste Zeit, darum eile! Es reißt mich fort mit Riesengewalt zu meinem Schicksale hin, dessen Laufbahn bald geendet sein wird; aber dann erwartet mich jene Seligkeit, jene Herrlichkeit, die mir Gott verheißen hat. Ja, liebe Eltern, trauern Sie nicht über mich, freuen Sie sich, einen Sohn zu haben, der dieß unvollkommene Leben bald mit jenem schöneren vertauscht. Ihnen nur verdank' ich es und Ihren guten Lehren, daß ich standhaft und Gott getreu bis in den Tod bin. Sie lehrten mich es, für Gottes Sache, für das Glück, für das Leben meines Nächsten nicht den Tod zu scheuen. Ja, ich kann ihm ruhig und freudig entgegen gehen; wie die Apostel thaten, will ich lächelnd sterben. Dort sehen wir einst verklärt uns wieder, dort wird nichts uns trennen, nichts unsere Freude stören. Dort finde ich auch die Geliebte wieder, die ich verlassen muß, denn Gott verlangt ein großes Opfer. — So sag' ich Ihnen, liebe Eltern, Dir, lieber Bruder und allen Freunden und Bekannten das letzte Lebewohl und meinen Dank für Alles, was Sie von Kindheit auf für mich gethan, für die Sorgen und Mühen, die Sie für mich hatten, für die guten Lehren und für Alles, was Sie mir gaben. O, Sie thaten es nicht vergebens, denn Tausende werden es Ihnen danken und für Sie beten!

„So sei denn Gott mit Ihnen, wie er mit mir sein wird, denn er wird immer mit seiner mächtigen Hand leiten

Ihren
bis in den Tod gehorsamsten Sohn
F r i tz."

„Ach, ich kann noch nicht schließen! Haben Sie nochmals für Alles Dank! Verzeihen Sie mir meine Fehler und das, womit ich Sie beleidiget habe, so wie auch, daß ich Sie jetzt nicht um Rath fragte. Tausend Mal hab' ich zu Gott gebetet: Himmlischer Vater, muß es sein? Muß ich gehen? Wie soll ich's möglich machen? Du mußt fort! donnerte mir jene Stimme zu, ich begleite und führe Dich, was brauchst Du mehr? Sei unverzagt und gehe. Würde ich jetzt noch bleiben, so könnte ich keinem ehrlichen Menschen in's Gesicht sehen, ohne als ein Meineidiger zu erröthen. Ein kalter, fürchterlicher Schauer würde mich überfallen, wenn ich an jenes Leben dächte, wo dann nur Qualen meiner warten würden. So denke ich jetzt mit Vergnügen daran, denn ich weiß, Gott wird mich aufnehmen in seine Herrlichkeit.

„Am Sonntage war ich in der Kirche, da wurde vom Sterben gepredigt. Dieses hat mich ganz standhaft gemacht, ich fühle die letzten Worte der Predigt in ihrem ganzen Umfange. Sie heißen: Erhaben über Staub, unsterblich ist des Menschen Geist! — — —"

Friedrich Staps legte die Feder erschöpft aus der Hand und drückte die heiß gewordene Stirne in die hohle Rechte.

Fast eine halbe Stunde lang blieb er in einem traumähnlichen Zustande, dann fuhr er auf, sah die beiden Schreiben vor sich, siegelte sie und ging zur Ruhe.

Er entschlief auch bald, sein Schlaf war ruhig, erquickend; der unglückliche Jüngling war so ganz von seinem Vorsatze beseelt, von dem Wahne einer höheren Sendung durchdrungen, daß ihn selbst im Traume jene seligen Freuden umgaukelten, deren er durch seine That theilhaftig zu werden hoffte. — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Der junge Tag war schon herangebrochen, als er erwachte.

Er erhob sich, verrichtete ein inbrünstiges Gebet und verließ seine Wohnung.

Den Brief an die Eltern trug er auf die Post, dann eilte er nach Penzing.

Der Gärtner August staunte, als er den jungen Mann bei sich eintreten sah.

Ach, Herr Staps! rief er freudig, was führt Sie so zeitlich zu mir? Kommen Sie vielleicht im Auftrage des Fräuleins?

Nein, mein Herr, aber ich habe eine Bitte an Sie; hier ist ein Brief an das Fräulein; ich ersuche Sie, denselben am Sonntage in die Stadt zu tragen und ihn ihr zu übergeben.

Erst übermorgen? fragte der Gärtner verwundert.

Ja, mein Herr! Es ist mir viel daran gelegen, daß sie ihn erst übermorgen erhält.

August versprach es.

Können Sie mir nicht sagen, fuhr Staps fort, ob die für heute angesagte Parade in Schönbrunn stattfinden wird?

Freilich, ich sah schon Militär hinüberrücken; wollen Sie die Parade mit ansehen?

Ja, ich liebe militärische Ausrückungen. Leben Sie wohl, Herr August, erfüllen Sie meine Bitte und grüßen Sie mir das Fräulein, hören Sie, grüßen Sie mir Julie recht herzlich.

Der Gärtner sah dem Davoneilenden kopfschütelnd, nach und seufzte tief auf.

Er ist es, brach er nach einer Weile in Klagen aus, den sie liebt. O, ich habe es gleich erkannt, als er nur einige Male in's Haus gekommen war, sie liebt ihn, mich hat sie zurückgewiesen, und doch hätte ich sie vielleicht glücklicher gemacht, als er. In's Himmels Namen! Ich habe

mich an den Gedanken des Entsagens gewöhnt, möge ihr der Himmel alle Freuden des Lebens senden, ich werde dann mit Ruhe den stillen Gram ertragen, der mein Herz belastet; ich werde nie aufhören, ihr Freund, ihr wärmster Freund zu sein!

---

# X.

Die Friedensunterhandlungen waren noch immer nicht zu Ende gediehen.

Keiner von beiden Theilen wollte nachgeben.

Die Konferenzen der beiden Bevollmächtigten hatten sogar seit einigen Tagen aufgehört.

Es war an einem Freitage, am 13. Oktober *).

*) Was die historischen Daten über das Attentat Friedrich Staps betrifft, so liegt uns dessen Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters vor. Wir benutzen dieselben bis auf einige chronologische Aenderungen und die daraus gefolgten Berichtigungen mit gewissenhafter Treue. In Bezug auf den Tag, an dem das Attentat verübt wurde, herrschen verschiedene Angaben. Gensau gibt in seinem Tagebuche von 1809 den 11. Oktober an; die Andern, als Rapp, Savary u. s. w. variiren Alle in ihren Memoiren, und zwar auf die widersinnigste Weise. So z. B sagt Rapp, das Attentat wäre am 23. Oktober geschehen; dabei sagt er auch, daß dieß Ereigniß den Friedensschluß von Seite Napoleon's herbeigeführt habe, was auch ganz richtig ist. Nun aber ist der Frieden schon am 14. Oktober geschlossen worden, wie kann aber das nach seiner Angabe später erfolgte Attentat auf denselben einen Einfluß gehabt haben? Einige geben den 11. Oktober an, da es aber an einem Freitage geschah und der 11. Oktober eine Mittwoch war, so nahm ich den 13. an.

Im Schloßhofe zu Schönbrunn war große Parade.

Der Kaiser hatte die Ausrückung einiger Linien-Regimenter anbefohlen, welche in den letzten Schlachten am meisten gelitten, und deren Reconvalescenten die Krankenhäuser erst verlassen hatten; er wollte sich überzeugen, ob sie wieder in Reih und Glied zu treten fähig seien.

Eine große Menge von Zuschauern war herbeigeströmt, denn diese Paraden zogen sogar Fremde nach Wien, die ihnen wie einem Schauspiele beiwohnten.

Die Generale und Verwalter der Armee, welche dem Kaiser bei diesen Gelegenheiten über die Vollziehung seiner Befehle Rechenschaft ablegen mußten, befanden sich in einiger Entfernung und harrten der Ankunft Napoleon's.

Um den Andrang der Menschenmasse zu wehren, waren um die Truppen Wachen aufgestellt.

Die Stunde schlug.

Friedrich Staps stand nahe an der Schloßtreppe.

Sein Auge leuchtete.

Er war ruhig, entschlossen.

Napoleon, in der Mitte zwischen Rapp und Berthier, kam die Treppe herab.

Staps drängte sich vor.

Die Truppen präsentirten und die Tambours schlugen das Spiel.

Der Fürst von Neufchatel bemerkte den jungen Mann und in der Meinung, er wolle ein Bittgesuch überreichen, winkte er ihm zu, indem er auf den General Rapp deutete, welcher an diesem Tage den Dienst als Adjutant hatte.

Ich will mit dem Kaiser selbst sprechen! antwortete Staps. —

Wenden Sie sich nur an Rapp! bedeutete ihm Berthier.

Die Generale folgten dem Kaiser bei Besichtigung der Fronte.

Staps zog sich zurück, eilte hinter den Truppen hinauf auf den rechten Flügel und trat dem Kaiser abermals entgegen.

Der Jüngling hatte die rechte Hand unter der linken Brustseite des Rockes, in der andern hielt er ein Papier.

Sire! Ich bitte um Gehör! begann der junge Mann.

Ich verstehe Sie nicht, antwortete Napoleon, wenden Sie sich an Rapp. —

In diesem Augenblicke trat Staps einen Schritt vorwärts, Berthier trat zwischen ihn und dem Kaiser und sagte unwillig: Mein Herr! Sie wählen Ihre Zeit sehr schlecht, man hat Ihnen gesagt, daß Sie mit dem General Rapp sprechen sollen.

Napoleon befand sich indessen zehn Schritte vorwärts.

Staps blieb unschlüssig stehen.

General Rapp sah ihn erstaunt an und sagte: Seine Majestät der Kaiser sind erst nach der Parade zu sprechen.

Der glühende Blick des jungen Mannes, die entschlossene Miene, seine muthige Haltung fielen Rapp auf.

Er winkte einen in der Nähe befindlichen Gensd'arm-Offizier zu sich und sagte leise zu ihm: Bringen Sie diesen jungen Mann ohne Gewalt und ohne Aufsehen zu erregen, in's Schloß und bewachen Sie ihn daselbst bis nach der Parade.

Da die Aufmerksamkeit der Menge auf die Person des Kaisers gerichtet war, so blieb die vorgefallene Scene ganz unbemerkt.

Staps wurde festgenommen.

Die Parade war zu Ende.

General Rapp, in Gedanken noch immer mit dem jungen Manne beschäftigt, war gerade gesonnen, in den Saal zu gehen, in welchem der Kaiser nach solchen Paraden gewöhnlich die Marschälle und Generale empfing, als sich ihm der Gensd'arm-Offizier näherte.

Herr General, meldete dieser, ich habe Ihrem Befehle zufolge den jungen Mann arretirt. Anfangs folgte er willig, als wir jedoch in den Gang kamen, wo ihn, meinem Winke zufolge, ein Gensd'arm in Empfang nahm, sträubte er sich dagegen, wurde hierauf von dem Manne etwas rauh angefaßt, bei welcher Gelegenheit ihm ein großes Messer, dem einige Bogen graues Papier, mit Zwirn umwickelt, zur Scheide dienten, aus der Brusttasche fiel. Bei genauerer Untersuchung fanden wir noch bei dem jungen Manne das Porträt eines Mädchens, eine Brieftasche und zwei Goldstücke.

Wo befindet sich der junge Mann?

Ich habe ihn in das Gemach neben dem Inspektionszimmer bringen lassen.

Ich werde sogleich hinkommen.

Der Offizier entfernte sich.

In diesem Augenblicke näherte sich Duroc; General Rapp theilt ihm den Vorfall mit.

Beide verfügten sich zu dem Gefangenen.

Als sie in das Gemach traten, saß Staps auf einem Bette, eine tiefe Ruhe lagerte auf seinem Antlitze, keine Spur von einem Ergriffensein; er war nur nachdenkend, jedoch nicht muthlos.

Rapp betrachtete ihn eine Weile, Staps hielt ruhig den forschenden Blick aus.

Wie heißen Sie? fragte Rapp.

Staps sah ihn an und erwiederte: Meinen Namen werde ich nur Napoleon nennen.

Wozu sollte das Messer dienen, welches bei Ihnen gefunden wurd?

Auch dieß werde ich nur Napoleon sagen.

Gedachten Sie damit einen Angriff auf sein Leben zu machen?

Ja mein Herr!

Die beiden Generäle sahen sich erschrocken an.

Und warum? fragte Rapp weiter.

Das werde ich nur Napoleon sagen.

Rapp schüttelte bedenklich den Kopf, lispelte Duroc einige Worte zu, und verließ mit ihm das Gemach — — — Napoleon befand sich in seinem Kabinette, Berthier und Bernadotte waren bei ihm, Rapp und Duroc traten ein.

Nun, mein lieber Rapp, wendete sich der Kaiser zu ihm, was bringen Sie?

Ein sonderbares Ereigniß, Sire!

Lassen Sie hören.

Der junge Mann, welcher sich Euerer Majestät heute bei der Parade auf so dringende Weise genähert hat —

Nun, was ist's mit ihm?

Er hatte ein Attentat im Sinne.

Napoleon erschrack.

Nichts konnte den Kaiser so sehr beunruhigen, als der Gedanke einer Ermordung.

Er faßte sich jedoch gleich, und den Ton der Gleichgültigkeit annehmend, erwiederte er: Es ist nicht möglich, Sie täuschen sich; der junge Mann ist ein Deutscher, und Deutsche geben sich zu solchen Verbrechen nicht her.

In diesem Augenblicke trat Savary in das Kabinet.

Er war indessen ebenfalls bei Staps gewesen, und brachte das verhängnißvolle Messer mit.

Was bringen Sie hier? rief Napoleon.

Sire, das Messer, mit welchem der junge Staps —

Also doch! rief der Kaiser ergriffen, und konnte der Niedergeschlagenheit, die ihn jetzt ergriff, nicht Meister werden.

Wie heißt dieser junge Mann? fragte er nach einer Weile ganz leise.

Friedrich Staps! antwortete Savary, der mit dem Gefangenen ebenfalls eine Unterredung gehabt hatte.

Es muß also doch Etwas an der Sache sein, begann Napoleon nach einer Weile. Savary, bringen Sie mir den jungen Mann her, ich will ihn sehen!

Dieser Befehl wurde mit dem Tone solcher Milde gegeben, daß die Anwesenden, welche ihn bisher noch nie gehört hatten, in Staunen geriethen.

Savary entfernte sich.

Im Gemache herrschte Grabesschweigen.*)

Napoleon stand da, als wäre eben eine Mahnung von oben an ihn ergangen.

Seine linke Hand stützte sich an die Lehne eines Stuhls, die rechte hatte er an die Stirn gedrückt, dabei blickte er mit forschender Miene in die Augen der Anwesenden, bald musterte er den Einen, bald den Andern, es war, als ob er die geheimsten Falten ihrer Herzen durchspähen wollte, und doch war Keiner da, der ihm nicht gerne sein Leben zum Opfer gebracht hätte.

Kein Wort störte die Stille.

Jetzt trat Savary ein.

Ihm folgte Staps zwischen zwei Gendarmen.

Dem jungen Manne waren die Hände auf den Rücken gebunden; er schritt mit Würde heran. Seine Ruhe blieb unerschüttert, Napoleons Gegenwart brachte bei ihm nicht die geringste Verlegenheit hervor. Er grüßte ehrerbietig.

Als der Kaiser ihn erblickt hatte, rief er unwillkürlich aus: O, o! Das ist unmöglich, das ist ja fast ein Kind!

Der junge Mann hatte selbst in diesem Augenblicke an seinem Wesen etwas so Interessantes, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte.

---

*) Wir erwähnen nochmals, daß diese Szenen treu historisch sind.

Diese Theilnahme war auch auf allen Gesichtern zu lesen, und Mancher hegte im Stillen den Wunsch, daß er leugnen möge.

Als Staps vor Napoleon stand, fragte dieser: Sprechen Sie Französisch?

Ich verstehe nur wenig davon! antwortete Staps.

Der Kaiser wendete sich zu Rapp: Nehmen Sie ihn in's Verhör, ich werde die Fragen vorlegen, die er beantworten soll.

General Rapp vertrat die Stelle eines Dolmetschers.

Woher sind Sie?

Aus Naumburg! antwortete Staps.

Was ist Ihr Vater?

Ein protestantischer Prediger.

Wie alt sind Sie?

Achtzehn Jahre.

Welche Absicht hatten Sie mit dem Messer.

Sie zu tödten!

Sie sind wahnsinnig, junger Mensch! Sie sind ein Illuminat.

Sire! erwiederte Staps mit Unwillen, ich bin nicht wahnsinnig, auch weiß ich nicht, was ein Illuminat ist.

Sie sind also krank?

Auch das bin ich nicht, ich bin gesund.

Weßhalb wollten Sie mich tödten.

Weil Sie mein Vaterland unglücklich machen.

Sind auch Sie durch mich unglücklich geworden?

Ich, so wie Jeder, der ein Deutscher ist.

Wer hat Sie zu dem Verbrechen aufgereizt?

Niemand, Sire! Meine eigene Ueberzeugung gab mir die Waffe in die Hand. Sie sagte mir, daß ich, wenn ich Sie tödte, meinem Vaterlande und dem ganzen Europa den größten Dienst erwiese.

Sahen Sie mich hier zum ersten Male?

Nein, Sire! Ich habe Sie bereits in Erfurt zur Zeit des Kongresses gesehen.

Hatten Sie schon damals die Absicht, mich zu tödten?

Nein, denn ich wähnte, Sie würden Deutschland den Frieden geben, ich war damals Ihr Verehrer.

Sind Sie schon lange in Wien?

Seit mehreren Monden.

Weßhalb haben Sie die Ausführung Ihres Planes so lange aufgeschoben?

Weil ich ihn erst nach Ihrem Siege bei Wagram gefaßt habe; ich erkannte, daß Sie jetzt um so weniger die Bande des deutschen Vaterlandes lösen würden.

Sie müssen krank oder wahnsinnig sein!

Sire, ich bin Keines von Beiden! rief Staps.

Napoleon wandte sich zu einem Adjutanten und sagte: Holen Sie Corvisart!

Der Adjutant eilte fort.

Wer ist Corvisart? fragte Staps den General Rapp mit größter Ruhe.

Ein Arzt.

Den brauche ich nicht, versetzte der junge Mann, ich bin gesund, vollkommen gesund.

Corvisart, welchen Napoleon einige Tage früher von Paris nach Wien beschieden hatte, befand sich gerade im Schlosse.

Die Zeit bis zu seinem Erscheinen blieb im Kabinette Alles still.

Der Arzt trat ein.

Untersuchen Sie den Puls des jungen Mannes! befahl der Kaiser dem Arzte.

Dieser that es.

Nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank? rief Staps.

Corvisart sagte dann: Sire, der Puls schlägt etwas heftig, aber der Mensch ist keineswegs krank, die Unruhe ist eine Folge leichten Nervenreizes.

Werden Sie es glauben! rief der Kaiser dem Arzte zu, der junge Mann ist hundert Meilen weit hieher gereist, um mich hier zu ermorden.

Sehen Sie, Sire? sprach Staps mit einer freudigen Aufregung, ich habe es ja vorher gesagt, ich bin nicht krank!

Den Eindruck, den diese Worte, durch den Ton, mit dem sie gesprochen wurden, hervorbrachten, war ein außerordentlicher.

Mit solcher Freudigkeit seinem Verderben entgegen gehen, das konnte nur ein Wahnsinniger; mit einer solchen Ruhe dem Mächtigen gegenüberstehen, das vermochte nur Einer, der von seiner vermeintlichen Sendung so durchdrungen war wie Staps.

Napoleons Verlegenheit war auf's Höchste gestiegen, er konnte dem Jünglinge seine Bewunderung nicht versagen, und blickte ihn mit erhöhter Theilnahme an.

Hören Sie mich an, begann er nach einer Weile wieder, Sie sind ein junger Hitzkopf, Sie stürzen sich und die Ihrigen in's Verderben. Ich will Ihnen das Leben schenken, aber Sie müssen Ihr Verbrechen bereuen und um Gnade bitten.

Sire! entgegnete Staps, ich werde nie um Gnade bitten, denn ich will von Ihnen keine Gnade. Auch habe ich keine Ursache, Etwas zu bereuen, als höchstens das, daß mein Vorhaben mißlungen ist.

Teufel! rief Napoleon; Ihnen scheint also ein Verbrechen etwas Leichtes zu sein?

Sie zu tödten ist kein Verbrechen — es ist eine Pflicht!

Die Anwesenden wurden noch mehr betreten.

Der Kaiser sah ihn mit finsterem Blicke an und fuhr fort: Wessen ist das Bild, welches man bei Ihnen gefunden hat?

Diese Frage versetzte den jungen Mann in eine traurige Stimmung. Die Erinnerung an Julie tauchte empor, die kurzen Freuden seiner Liebe stiegen wie lockende Blumen aus dem Boden und nickten ihm freundlich zu. Er seufzte und erwiederte: Es ist das Bild meiner Geliebten.

Wird Ihr Unternehmen sie nicht auch unglücklich machen? fragte Napoleon.

Staps schüttelte verneinend den Kopf und sagte: Nein, sie ist ein deutsches Mädchen!

Napoleon verwandte keinen Blick von dem jungen Manne, man sah deutlich, daß ihm dessen Erscheinung ein lebhaftes Interesse eingeflößt hatte; es fiel in der That schwer, den jungen Mann seinem Verderben zu überliefern.

Noch einmal wandte er sich zu Staps: Hören Sie wohl auf mein Wort und führen Sie sich dasselbe zu Gemüthe; ich frage Sie, würden Sie mir dankbar sein, wenn ich Sie begnadigte?

Todtenstille.

Aller Blicke ruhten auf Staps.

Von dieser Antwort hing sein Schicksal ab.

Der Tod schwebte an einem Haare über seinem Haupte.

Es war nur eine athemlange, aber entsetzliche Pause.

Mit derselben stoischen Ruhe und Resignation antwortete der unglückliche Staps: Nein, Sire, ich würde Sie dennoch zu tödten suchen.

Allgemeines Entsetzen.

Das Haar riß.

Staps Loos war entschieden.

Fort, fort! schrie Napoleon entsetzt, fort mit dem Mörder!

Der Jüngling wurde abgeführt.

Der Kaiser winkte den Anwesenden zu, ihn zu verlassen,

Man gehorchte.

Napoleon blieb allein!

* * *

Mit verschränkten Armen ging der Kaiser in seinem Kabinette auf und nieder.

Seine Stirne war umwölkt, sein Auge schaute finster vor sich hin, einzeln abgerissene Sätze rangen sich zwischen den Lippen hervor.

Also auch hier von Mördern bedroht — ein Deutscher — ein Wahnsinniger — wollte er ein Mucius Scävola werden — an Muth glich er dem Römer ganz — aber woher dieser Entschluß — bin ich hier wirklich so verhaßt — ist er der Einzige — oder ist's ein Komplott — könnte dieß Beispiel nicht auch Andere — der Illuminatismus greift in Deutschland um sich — wohin soll das kommen! — Mein Leben ist bedroht — ich kann hier nimmer verweilen; dieser junge Mann hat ein furchtbares Beispiel gegeben; sein Fanatismus ist unerhört, und Fanatismus ist ansteckend!

Seine Aufregung währte fort, plötzlich blieb er stehen, ein Entschluß reifte in seiner Seele.

Er zog die Glocke.

Champagny! herrschte er dem eingetretenen Kammerdiener zu, und dieser eilte fort, den Minister zu holen.

Bald darauf erschien dieser vor dem Kaiser.

Wie steht es mit den Unterhandlungen, Herr von Champagny?

Sire, die Konferenzen haben seit mehreren Tagen ganz aufgehört.

Warum dieß?

Weil wir uns in Bezug auf die Kriegskontribution nicht einigen konnten.

Ich will, daß die Unterhandlungen sofort wieder angeknüpft werden. Schließen Sie ab, ich wünsche den Frieden. Lassen Sie es auf eine Million mehr oder weniger, die ich von Oesterreich verlange, nicht ankommen. Geben Sie in diesem Punkte nach. Ich will der Sache ein Ende machen. Ich verlasse mich dabei ganz auf Sie.

Der Minister, gleich darauf entlassen, eilte dem Befehle nachzukommen.

Napoleon blieb den Nachmittag allein, gegen den Abend ließ er Rapp rufen.

Als der General bei ihm eintrat, begann er: Weißt Du lieber Rapp, daß das Ereigniß von heute Morgens ein außerordentliches ist?

In der That, Sire —

Der Kaiser ließ ihn nicht ausreden, und fuhr rasch fort: Das sind die Resultate des Illuminatismus, der Deutschland beunruhigt. Wahrlich! Schöne Grundsätze, herrliche Ansichten! Sie bilden ihre Jugend zu Mördern heran. Was soll aus der Nation werden, wenn man solchen Samen in den jungen Boden säet? Sie bilden Fanatiker, Mörder, die sich in einer Sekte einen. Gegen diesen Illuminatismus gibt es keine Mittel, Kanonenschüsse schüchtern eine Sekte nie ein. Aber ich kann es noch immer nicht glauben, daß dieser junge Mensch mich aus eigenem Antriebe morden wollte.

Sire, Sie täuschen sich.

Nein, nein, ich täusche mich nicht, dahinter steckt Etwas! Man wird mir's nicht ausreden, daß Berliner und Weimarsche Hinterlist dabei betheiligt sind.

Erlauben Sie mir, Sire, es zu sagen, daß Ihr Verdacht mir nicht begründet scheint. Staps ist hierin selbstständig; dieß beweisen seine Ruhe und sein Fanatismus.

Ich sage Dir aber, Rapp, es stecken Weiber dahinter, Weiber sind zu Allem fähig; wäre ich dessen nur gewiß, ich ließe sie aus der Mitte ihres Hofes entführen.*)

O Sire, solch' abscheulicher Gedanke kann weder von einem Manne, noch von einer Frau an beiden Höfen kommen.

Dieser Meinung bin ich nicht, haben Sie nicht, während wir mit Preußen Frieden haben, den Schill gegen uns aufgewiegelt? Aber nur ruhig, wir werden schon einmal sehen.

Rapp antwortete: Schill's Sache steht mit Staps in keinem Zusammenhange.

Napoleon sah den General finster an, der Widerspruch reizte ihn; er wurde unwillig, und ging aus dem vertraulichen Tone sogleich in einen strengeren über, den er dadurch zu erkennen gab, daß er den Liebling nicht mehr mit „Du" anredete.

Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr General! sagte er zu Rapp, ich weiß es, man liebt mich weder in Berlin noch in Weimar.

Rapp ließ sich nicht einschüchtern und versetzte: Das ist unzweifelhaft, Sire, aber haben Sie auch Anspruch auf die Liebe dieser Höfe? Und wenn man Sie nicht liebt, läßt sich daraus schließen, daß man Sie auch ermorden will?

---

*) Diese Unterredung wird von Bourienne, dem sie Rapp mitgetheilt hat, erzählt. Wer über diese Aeußerung Napoleons Aufklärung haben will, lese die Memoiren von Las Cases, die ihm einiges Licht verschaffen werden.

Ich kenne die Wuth aller dieser Weiber! Doch nur Geduld. Schreiben Sie jetzt an den General Lauer. Ich beauftrage ihn, Staps zu verhören. Sagen Sie ihm, er soll sich's angelegen sein lassen, eine Entdeckung aus ihm herauszubringen.

Rapp eilte fort, den Befehl des Kaisers zu vollziehen.

Obwohl man sich bemüht hatte, den Vorfall geheim zu halten, so wurde er doch bald im ganzen Schlosse bekannt, und Napoleon, um die Aufmerksamkeit davon abzulenken, hatte schon am Mittage befohlen, daß das Ballet vom Kärntnerthortheater an diesem Abende in Schönbrunn eine Vorstellung geben solle.

Die Zeit der Vorstellung rückte heran, das Hoftheater zu Schönbrunn füllte sich mit dem auserwähltesten Publikum; Damen im elegantesten Staate füllten die Logen, die schönen Wienerinnen drängten sich zu diesen Vorstellungen, wo man sich an der Pracht des französischen Hofes weiden konnte; nur Wenigen gelang es, Eintrittskarten zu erhalten, das Parterre strotzte von Offizieren, die französischen Marschälle und Generäle erschienen in voller Parade. Alle Räume strahlten von Gold und Silber.

Das Ballet begann.

Napoleon erschien in der Hofloge.

Der Jubelruf der Anwesenden empfing den Kaiser.

Das Ballet „Pompejano" entzückte die Zuschauer, denn es bot Julien, der Reizendsten aller Tänzerinnen, Gelegenheit, ihre Anmuth und Grazie vollkommen zu entfalten.

Noch wußte die Aermste nichts von dem Schicksale ihres Geliebten.

Der Beifall der Zuseher war stürmisch, aber Julie blieb gleichgültig wie immer.

Eine unerklärbare Angst hatte sich ihrer bemeistert.

Sie wünschte nur, daß die Vorstellung zu Ende gehen möge.

Julie hatte nur noch eine Szene, und stand zwischen den Koulissen, das Zeichen zum Auftreten erwartend.

Zwei von den Leuten, welche die Dekorationen dirigirten, befanden sich in der Nähe und sprachen mit einander.

Du hast ihn also gesehen? fragte der Eine.

Freilich, er ist ein ganz junger Mann. —

Und er wurde arretirt?

Auf der Stelle, es war ja augenscheinlich, er wollte den Kaiser ermorden. —

Was ist er für ein Landsmann?

Ein Deutscher, ich hörte, er soll ein Erfurter sein. —

Julie horchte. —

Sie wurde unter der Schminke leichenblaß.

Todesangst.

In demselben Augenblicke erfolgte das Zeichen.

Sie mußte hinaus.

Mit welchen Gefühlen sie die Rolle zu Ende spielte!

Sie hörte nichts, sah nichts.

Die Musik drang wie ein Chaos von Tönen in ihr Ohr, ihre Bewegungen waren mechanisch, sie zitterte, athmete tief auf, endlich — nach einer martervollen Viertelstunde sank der Vorhang.

Sie eilte von der Bühne, um den Arbeitsmann näher zu befragen.

Aber ehe sie ihn fand, mußte sie wieder hinaus, denn der stürmische Beifall hörte nicht auf, bis sie sich dem entzückten Publikum wieder zeigte.

Welche neue Qual! Endlich war sie frei; sie flog mit stürmisch pochendem Herzen, mit angsterfüllter Brust hinaus, sie erblickte den Sprecher von früher, und eilte auf ihn zu.

Mein Herr! stotterte sie, Sie haben vorhin von einem jungen Manne gesprochen, welcher arretirt wurde, wann geschah dieß?

Heute Vormittags, bei der Parade!

Wissen Sie nicht seinen Namen zu nennen?

Ich glaube er soll Staps heißen.

Julie schwankte todtenbleich in die Garderobe.

Eine Weile darauf fuhr sie in einem Wagen aus dem Schlosse; ihr Weg war ein kurzer, denn der Wagen mußte ihrem Gebote zu Folge, nach Penzing lenken.

Dieselbe Nacht brachten der Fürst Lichtenstein und der französische Minister Champagny arbeitend zu, die Unterhandlungen gediehen zu Ende; als bei der Audienz am folgenden Tage Champagny mit dem Friedenstraktate vor Napoleon erschien, untersuchte er diesen kaum und unterschrieb, indem er seinen Minister für die schleunige Ausführung seines Befehls sehr eifrig beglückwünschte.

Die Kriegskontribution war auf 75 Millionen festgesetzt.

Das Unternehmen des unglücklichen Staps hatte den Frieden beschleunigt, und Oesterreich viele Millionen erspart.

* * *

Julie, von einem heftigen Fieber befallen, befand sich in ihrer ehemaligen Wohnung beim Gärtner August.

Die wahre Liebe des jungen Mannes zeigte sich jetzt erst in ihrem glänzenden Lichte.

Er besorgte eiligst einen Arzt, miethete eine Wärterin und handelte an der Darniederliegenden wie ein treuer Bruder.

Schon am ersten Morgen übergab er ihr den Brief, welchen er von Staps erhalten hatte.

August kannte bereits den Zusammenhang und fand es für gut, den Befehl des jungen Mannes nicht zu befolgen, und den Brief dem Fräulein früher zu überreichen.

Der Unglückliche! jammerte Julie, als sie die Zeilen gelesen hatte; das also war sein Vorhaben? Wer hätte an einen solchen unseligen Entschluß nur denken können? Er hat sich und mich unglücklich gemacht.

Sie hatte sich nach Penzing bringen lassen, um dem Orte, wo sich ihrer Meinung nach Staps gefangen befand, näher zu sein, und um durch August Kunde von dem Schicksale des geliebten Unglücklichen zu erhalten.

Sie sandte diesen auch am Vormittage aus; allein da er der französischen Sprache nicht mächtig war, so konnte er keine genügende Nachricht bringen.

Julie entsann sich eines Besseren.

Sie bat August, den Gardekapitän Alphons Lecroix aufzusuchen, und ihn zu bitten, ihr in ihrem jetzigen Aufenthalte einen Besuch abzustatten.

In solcher Noth klammert man sich an jeden Strohhalm, und hofft, daß er zum Rettungsanker werden könne.

Der Nachmittag war schon vorgerückt, als der Gärtner mit dem sehnlichst Erwarteten erschien.

Mademoiselle! rief der Gardekapitän mit inniger Theilnahme, wie muß ich Sie finden! Was ist denn vorgefallen, sprechen Sie, womit kann ich Ihnen dienen?

Herr Kapitän, ich bin eine Unglückliche; erfahren Sie in wenigen Worten mein trauriges Geschick: Der junge Mann, welcher gestern auf Napoleon das Attentat beabsichtigte, ist mein Jugendfreund. —

Wär's möglich? rief Alphons, der Unglückliche! —

Sprechen Sie, Herr Kapitän! Ist keine Hülfe möglich?

Alphons schüttelte den Kopf und entgegnete: Versuchen Sie ja kein Einschreiten, denn es würde Sie in einen

Prozeß verwickeln, der ihm nicht helfen, und Ihre Lage nur verschlimmern würde. Der Kaiser hegt den festen Glauben, daß diese That die Folge einer Verschwörung sei, bei welcher namentlich Damen des höchsten Ranges betheiliget seien, die den jungen Mann zu ihrem Werkzeuge auserkoren haben. Sobald Sie als Fürbitterin erscheinen, so würde dieß seinen Verdacht nur erhöhen, und Sie können die schlimmen Folgen hievon gar nicht absehen.

Dieser Grund war der Kranken einleuchtend, auch hatte sie ja dem Geliebten das Versprechen geleistet, keine Bitte für ihn zu wagen, was sollte die Aermste thun?

Sie glich einer Gefesselten, die den Geliebten einem Verderben nahe sah, ohne daß sie ihm helfen konnte.

Julie ergoß sich in Klagen, und Alphons, von der innigsten Theilnahme beseelt, und von dem bedauernswürdigen Zustande der Kranken ergriffen, suchte sie auf's Freundlichste zu trösten.

Verschaffen Sie mir Nachricht von ihm, bat die Tänzerin, die Ungewißheit ist das Schrecklichste, und verschlimmert meine Lage auf's Höchste. Herr Kapitän, ich sehe ein, es darf, es kann Niemand für den Unglücklichen Schritte thun, vielleicht wird ihm doch Gnade zu Theil, o, setzen Sie mich von seinem Loose in Kenntniß.

Alphons versprach dieß und verließ traurig die Kranke.

Eine noch schrecklichere Nacht folgte diesem Tage.

Julie brachte sie schlaflos zu.

Der Gedanke, daß Staps rettungslos verloren sei, wich nicht aus ihrer Seele.

Sie wollte öfters das Lager verlassen, aber sie vermochte es nicht, sie wälzte sich jammernd auf demselben umher und verging schier in namenloser Qual.

So brach der Morgen des sechzehnten Oktobers heran.

Es war um sieben Uhr Morgens.

Ganz in der Stille, ohne das geringste Aufsehen wurde der unglückliche Jüngling von Weidling her zur Mauer des Schönbrunner Gartens geführt.

Er hatte während der ganzen Zeit Nichts zu sich genommen.

Als man ihm zu essen brachte, wies er es zurück und sagte: Ich habe Kraft genug, um in den Tod zu gehen.

Bei der Mittheilung vom geschlossenen Frieden wurde er sehr traurig, und ein Schauder machte ihn erbeben.

Aber er faßte sich bald wieder.

Die Ruhe verließ ihn nicht mehr.

Er langte auf der für ihn bestimmten Richtstätte an.

Gefaßt und beinahe freudig schritt er dem Tode entgegen.

Die Soldaten. welche ihm den Tod geben sollten, traten vor.

Friedrich Staps rief mit lauter Stimme: Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tirannen! *)

Drei Schüsse fielen.

Ein deutsches Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Friede seiner Asche!

* * *

Eine Stunde später.

Alphons Letroix tritt bei Julie ein.

Er ist leichenblaß.

Heiliger Gott! rief die Jungfrau. Sie bringen Nachricht —

---

*) Historisch.

Fassen Sie sich. —

Sprechen Sie!

Friedrich Staps ist erschossen.

Erschossen! schrie Julie auf, und sank zurück auf das Lager.

* * *

Und im ganzen Lande donnern Kanonen.

Glockengeläute durchschallt die Lüfte.

Aus allen Thoren fliegen Boten und Kouriere.

Wie der Blitz fliegt die Kunde von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.

Der Friede ist geschlossen!

Der Friede ist geschlossen! jubelten Millionen Herzen.

Der Friede ist geschlossen! stammelt der Landmann und Bürger.

Heil dem Frieden!

* * *

An demselben Tage um die zweite Nachmittagsstunde reiste Napoleon ohne Abschied aus Wien fort.

Er sollte es niemals wieder sehen!

---

# XI.

Die Bedingnisse des Friedens waren für Oesterreich äußerst hart; es erlitt durch die abgetretenen Ländertheile einen Verlust von 2059 Quadratmeilen mit nahe an vierthalb Millionen Einwohnern; dazu kamen noch 75 Millionen an Kriegskontribution.

Allein auch bei dieser Gelegenheit, so wie überhaupt während dieses ganzen verhängnißvollen Krieges, zeigte sich die echte, unverfälschte Unterthansliebe der österreichischen Völker; sie hingen jetzt an ihrem Fürsten mit eben solcher Treue und Hingebung wie früher, sie ertrugen die Folgen des überstandenen Krieges mit eben solcher Aufopferung, wie sie früher den Krieg selbst ertragen hatten.

Kaiser Franz verkündete der Armee den Friedensabschluß durch folgende Proklamation:

„Ich habe dem Krieg ein Ende gemacht, um meine Völker von Neuem die Wohlthaten des Friedens genießen zu lassen, und ihr Wohl nicht länger dem Ungefähr der Begebenheiten auszusetzen. Sie haben ihre Treue und Anhänglichkeit in allen Gefahren hinlänglich bewährt, und dadurch die Bande, welche einen Fürsten und ein gutes Volk verbinden, fester und unauflöslicher geknüpft. — Ich erkenne in meiner Armee, an deren Thaten ich stets mit Rührung zurückdenken

werde, die Stütze meines Thrones, den Schutz und die Bürgschaft für die künftige Ruhe meiner Unterthanen. In den letzten drei blutigen Schlachten hat sie sich die Achtung und Verwunderung der Welt erworben. Die zahllosen Proben unerschütterlicher Treue und grenzenloser Ergebenheit für meine Person, die sie abgelegt hat, geben ihr die gerechtesten Ansprüche auf meine Liebe und Erkenntlichkeit. Ihr Wohl, ihre Auszeichnung, wird meine erste, angelegentliche Sorge sein.

„Es ist mir unmöglich, meinem herzlichen Wunsche gemäß, das Verdienst eines jeden Individuums in diesem Augenblicke zu belohnen, wo das Glück Aller zugleich der Gegenstand meines Bestrebens sein muß. Doch werde meinem tapfern Heere der höchste Beweis von Dankbarkeit und Zufriedenheit, den ich in den gegenwärtigen Umständen zu geben vermag. Außer den zahlreichen Beförderungen, die schon stattgefunden haben, und den Gratifikationen, die den Truppen bewilliget worden sind, habe ich Maßregeln zur Austheilung der jedem Korps bestimmten Maria-Theresia-Ordenskreuze, so wie der goldenen und silbernen Metaillen, mit denen noch besondere Gratifikationen verbunden werden sollen, getroffen. Zu gleicher Zeit verordne ich die Abhaltung eines Kapitels von besagtem Orden, und setze eine Kommission für die Medaillen nieder, damit diejenigen, welche wegen glänzender Thaten auf Belohnung Ansprüche zu haben glauben, sie geltend machen können; sie mögen versichert sein, daß man ihnen volle Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Der Friede führt nun die Armee wieder in ihre Garnisonen zurück. Ich erwarte von ihr mit voller Zuversicht, daß sie den von alter Tapferkeit unzertrennlichen Geist der Disciplin, die Liebe zum Vaterlande, die Eintracht mit meinen übrigen Unterthanen, welche sie bis jetzt charakterisirte, erhalten wird, daß das Gefühl ihres eigenen Werthes in ihr nicht ersterben, und daß ein jeder ihrer Anführer stets mit mir vereint und sich bestreben wird, den Geist der Ordnung

und die innere gute Einrichtung zu erhalten, welche allein uns eine dauerhafte Ruhe und Achtung bei unsern Nachbarn sichern kann."

„Franz."

Mit dem Frieden zugleich wurde eine Militärkonvention abgeschlossen, laut welcher die österreichischen Staaten vom 4. November 1409 bis 4. Jänner 1810 vom französischen Militär gänzlich geräumt werden sollten.

Am 15. Oktober verließen schon die ersten feindlichen Truppen Wien.

Der berühmte Duroc beeilte sich mit seinen schon im vorigen Monate begonnenen Verschleppungen der besten Werke der Bibliotheken und Gallerien; Kunstschätze, Waffen, Trophäen wurden mitgenommen, auch Archive blieben nicht verschont.

Unter allen französischen Truppen, die in Wien waren, hinterließ nur das Korps der Garde-Matrosen eine gute Nachrede. Die Einwohner der Leopoldstadt standen mit ihnen im besten Einvernehmen, und konnten das musterhafte Betragen dieser Krieger nicht genug rühmen. Der Oberst dieses Korps, der würdige Baste, Befehlshaber der Donauflotille und der Schiffahrt von Ulm bis Raab, gab den Leopoldstädtern mehre Feste, und zur Friedensfeier einen prachtvollen Ball.

Gleich nach dem Friedensschlusse begann das Sprengen der Festungswerke und währte bis zum 10. November fort. Die Wälle vom Kärntherthor bis zur Elendbastei jenseits des Schottenthores wurden in Schutt gelegt.

Die Durchmärsche der französischen Truppen währten fort, bis endlich am 20. November der letzte Rest der Wiener Garnison nach einem Besitz von sechs Monaten und sieben Tagen die Stadt verließ.

Wien athmete wieder leichter auf; allenthalben sah man freundliche Gesichter, die lustige Kaiserstadt glich einer Familie, die endlich sehr lästiger Gäste los geworden ist.

Unter den Vielen, die früher ganz kleinlaut einhergingen, und nun wieder den Kopf hoch gegen die Wolken trugen, befand sich der wirkliche Rath Edler von Sonnenhell.

Seine würdige Gattin hatte keine Ursache mehr, die Ordensbrochure in die Mehlkiste zu verstecken, denn der korsische Attila war fort, und hinterm Rücken sind gut Trauben lesen.

Das berühmte Werk des Tapfersten aller Räthe prangte, in kirschrothem Sammt gebunden, auf der Kommode, Herr von Sonnenhell prunkte nun mit seinem Märtyrerthum für die Sache Oesterreichs. Wenn man seinen Worten Gehör schenkte, so erfuhr man, daß Napoleon über diese Brochure außer sich war, daß er ihn festnehmen ließ, und ihm heimlich, unter vier Augen, eine Stelle in seinem Staatsrathe antrug, was aber er, nämlich der Edle von Sonnenhell als glühender Patriot, mit Geringschätzung von sich wies, worüber Bonaparte so ergriffen wurde, daß er ihn reich beschenkte und frei ließ. Unter Allen, die für Oesterreichs Sache gekämpft haben, hatte, den Worten des edelsten Rathes zu Folge, kein Einziger solche Verdienste erworben, wie er selbst, denn er hatte sein edles hoffnungsvolles Leben auf's Spiel gesetzt, und wäre gewiß erschossen worden, wenn Napoleon sein Genie nicht zu würdigen verstanden hätte. So schwelgte denn der Edle von Sonnenhell im Meere seiner Verdienste, und hoffte stärker als je auf den zu erhaltenden Orden.

Da wir jetzt von diesem edlen Patrioten für immer Abschied nehmen, so wollen wir zugleich, der Zeit ein wenig vorgreifend, berichten, daß seine Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Der Edle von Sonnenhell erhielt nicht nur keinen Orden, sondern sogar in Folge seiner zu österreichischen Ohren gelangten mündlichen Aeußerungen eine bedeutend

große Nase, oder, wie man in der Wiener Amtssprache zu sagen pflegt: einen starken Rippler!

An den Folgen dieser Ripplerei hatte er sein Lebelang zu tragen, denn er wurde so wie ein Chausseegraben, über den kein Steg führt, oft übersprungen, und glich im Staatsdienste einer schlechten Tänzerin auf dem Balle, die immer sitzen bleibt.

Darüber kränkte sich nun der edle Patriot gewaltig.

Er sprach von Ungerechtigkeiten, von verkannten Verdiensten, räsonnirte zürnend über die bestehenden Einrichtungen, prophezeite den Untergang des Staates, aber Alles zwischen den vier Mauern seines Kabinets, bei geschlossenen Fenstern und gesperrten Thüren, und ganz leise, damit ihn ja Niemand hören könne.

Der Edle von Sonnenhell hat also weder einen Orden noch eine höhere Stelle erhalten, die Hofrathswürde war ihm ein Kanaan, welches er nur von der Ferne ansehen durfte; unter Hoffen und Harren vergingen seine Lebenstage, und wenn er seitdem nicht gestorben ist, so wird er sich wahrscheinlich noch am Leben befinden.

Friede seinem räthlichen Leichnam! — — — — —

Wir begeben uns nun aus der Stadt nach Mariahilf.

Das Haus der reichen Trödlerin Konrad liegt vor uns.

Wir ignoriren aber vor der Hand die ehrenwerthe Familie unten, und verfügen uns in den obern Stock, zu Charles Delour, oder Adam Landner, wie er eigentlich heißt.

Der junge Mann war genesen, und mußte nun ebenfalls Wien verlassen.

Er saß nachdenkend am Fenster und harrte der Schwester, welche zum Abschiede zu kommen versprochen hatte.

Sein Antlitz war blaß, seine Augen eingefallen, der Blick hatte etwas Gespenstisches, jeder seiner Züge verrieth den innern Gram.

Welch ein Leben lag vor ihm! —

Er mußte die Schwester, die einzige Verwandte, verlassen, die Schwester, deren Nähe ihn Freuden ahnen ließ, welcher er nimmer theilhaftig werden sollte!

Es ist ein eigenes wohlthuendes Gefühl, sich von einem verwandten Auge überwacht zu sehen; die Theilnahme eines befreundeten Herzens läßt sich durch keine andere ersetzen. Und diese hatte Rosa an den Tag gelegt; sie vermochte zwar den Bruder nicht mit der ganzen Fülle ihrer schwesterlichen Liebe zu umfangen, denn er hatte sich ja ihrer Achtung beraubt; aber selbst jener Antheil, der ihm zufloß, reichte hin, ihn zu beseligen, ihn für immer glücklich zu machen. Wie gern wäre er nun in Wien, in ihrer Nähe geblieben, allein er mußte fort, seine Sicherheit, seine Stellung erheischten es!

Als Rosa eintrat, war sie blaß.

Adam eilte ihr entgegen und küßte sie auf die Stirn.

Sie duldete es.

Der Anblick der Koffer und Kisten überzeugte sie, daß der Bruder schon reisefertig sei.

Sie konnte ihr Gefühl nicht bezwingen, sie weinte.

Meine theure Schwester! rief Adam, und faßte ihre Hand.

Mein Bruder! schluchzte die Jungfrau.

Sie vermochte nicht weiter.

So soll ich Dich wirklich verlassen, Rosa?

Du mußt, entgegnete sie gefaßt, Du kannst, Du darfst nicht hier verbleiben. Fühlst Du nun, Adam, welch' ein trauriges Loos Dein Leichtsinn über uns verhängt hat?

Ob ich es fühle! rief er erschüttert, wie kannst Du noch fragen? Habe ich es nicht schon vom ersten Augenblicke an empfunden, als ich in Dir meine Schwester erkannte? Mir blüht in diesem Leben kein Glück wieder!

Du hast es auch nicht verdient, Bruder! Du hast über keine Härte des Geschickes zu klagen, denn was Dich auch treffen möge, ist nur eine gerechte Strafe Deiner Vergehen. Was mich anbelangt, so hoffe ich, daß freundliche Tage mir

all die Leiden und Drangsale vergüten werden, die ich seit dem Tode unserer Mutter erduldet habe.

Du wirst glücklich sein, Rosa! Aber ich, — ich, — o mein Gott, welch' ein traurig Leben liegt vor mir!

Das Treiben der Welt wird Dich aufnehmen, zerstreuen, so wie es bisher der Fall gewesen.

O dieser Vorwurf! —

Es soll kein Vorwurf sein, mein Bruder, sondern ein Trost; leider, daß ich für Dich keinen andern habe!

Rosa, ich kann von Dir nicht scheiden, Du mußt mit mir! —

Nie und nimmermehr! rief sie entrüstet; wenn Du mir die letzten Augenblicke unseres Beisammenseins nicht noch mehr verbittern willst, so sprich diesen Wunsch ja nicht mehr aus. Und wenn es kein einziges Band gäbe, welches mich hier zurückhielte, und wenn ich unter fremden Menschen als Magd mein Leben fristen müßte, ich würde Dir dennoch nicht folgen. Du bist mein Bruder, ich werde Dich nicht vergessen, aber mich Deinen Händen anvertrauen, das könnte ich nie. Deine Stellung ist eine schmachvolle, und ich will an derselben keinen Antheil haben.

Soll ich Dich also wieder allein zurücklassen?

O, sorge Du für mich nicht; Du hast jahrelang mein vergessen, Du brauchst auch fürder nicht mein zu denken; mich wird der Himmel nicht verlassen!

Rosa, kann ich gar nichts für Dich thun?

Für mich? Nein!

Ich möchte so gern —

Rosa sann eine Weile nach und sagte: Höre mich an, Bruder, ich will und mag von Dir nichts, hast Du aber Ueberfluß, so will ich Dir Gelegenheit verschaffen, ein mildes Werk zu thun. Die Witwe des Vergolders Geiger, bei welcher ich wohne, schmachtet mit sechs Kindern in dürftigen Verhältnissen. Der Bräutigam der ältesten Tochter wurde erschossen, von Deinem Kaiser unschuldig gemordet, der alte

Geiger starb hierüber, vom Schlage getroffen; übersende ihr, was Du entbehren kannst, durch einen Unbekannten, ohne daß sie den Namen des Gebers erfährt; Deine Hülfe wird die Armen vor gänzlichem Elend bewahren, und Du wirst das Bewußtsein haben, der Retter einer fleißigen Familie gewesen zu sein.

Adam schloß sie freudig in seine Arme und rief: Du bist ein Engel, meine Schwester! Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, Du sollst mit mir zufrieden sein. Hast Du sonst kein Anliegen an mich?

Noch eine Bitte.

Sprich, meine Theuere!

Verlasse den Weg, den Du jetzt wandelst, wende Dich einer anderen Bestimmung zu; Du erniedrigst Dich selbst und machst Dich der Achtung aller Bessern verlustig. Du hast Dich dem Mächtigen angeschlossen; ich bedauere, daß Du Dein Vaterland verließest, aber daß Du es verriethst, das ist schändlich! Wenn Du nun schon die Partei, welcher Du Dich zugesellt hast, nicht verlassen willst, so trachte wenigstens, einen ehrenvollen Platz einzunehmen; es kämpfen viele Deutsche unter den Fahnen Napoleon's, — nun wohl, schließ' auch Du Dich den Bedauernswürdigen an; ich glaube, es wird Dir nicht schwer fallen, eine Stelle im feindlichen Heere zu erhalten, es ist jedenfalls minder sträflich, dem Feinde als Soldat zu dienen, wie als —

Sie vermochte das harte Wort nicht über die Lippen zu bringen.

O sprich es nur aus, rief Adam, wie als Spion, willst Du sagen; o, sprich es aus, das verletzende Wort, schone mich nicht, ich habe ja keine Schonung verdient.

Rosa schwieg, und der Bruder fuhr nach einer Weile fort: Ich werde Dir auch hierin willfahren, ich thue Alles, um Dich mit meinem Andenken auszusöhnen.

Die Jungfrau blickte ihn dankbar an und entgegnete unter Thränen: O, hättest Du dieß nie bedurft! Dann

setzte sie hinzu: Doch ich will nicht mehr über Deine Vergangenheit klagen, ich will mich freuen, von Deiner Zukunft Besseres zu hören.

Das sollst Du, meine theuere Schwester! Du erlaubst mir also, Dir von Zeit zu Zeit Nachricht von mir zu geben?

Sie nickte ihm weinend zu und flüsterte: Du wirst mich damit sehr erfreuen.

Er schloß sie in seine Arme, Rosa ruhte schluchzend am Herzen des Bruders.

Die Stunden verstrichen, der Augenblick der Trennung nahte heran.

Lebe wohl, Schwester, lebe recht wohl! —

Leb' wohl, mein Bruder! jammerte Rosa.

Wirst Du ohne Groll meiner gedenken?

Gewiß, ohne Groll. —

Und wenn ich einst wiederkehren sollte?

Dann wirst Du mir und meinem Hermann ein lieber Bruder sein.

Ein *lieber* Bruder?

Ein *sehr lieber*! rief Rosa, und küßte seine zitternden Lippen.

O dann, dann will ich die Stunde segnen, die mich von Dir scheiden ließ, um ein Besserer zu werden, als ich war, da Du mich gefunden hast!

Die Geschwister lagen sich weinend in den Armen, und in keinem Augenblicke seines Lebens hatte Adam die Last seiner Schuld so sehr gefühlt, wie in dem jetzigen, denn er erkannte, welch' ein Herz er verlassen mußte.

Von dem Bruder begleitet, schwankte Rosa aus dem Gemache; unten in der Einfahrt umarmte sie ihn zum letzten Male und eilte dann fort, die Straße hinab.

Eine Stunde später brachte ein Franzose der Witwe Geiger eine Chatouille.

Der Bote ließ sich den richtigen Empfang in einigen Zeilen bestätigen, welche er mit einem Briefe von Rosa an den jungen Mann zurückbrachte.

Als Adam denselben öffnete, fand er in demselben eine Haarlocke und die Zeilen: Lebe wohl, mein theurer Bruder, — reise mit Gott und gedenke stets Deiner Schwester Rosa!

Der Wagen war bepackt und stand in Bereitschaft.

Egidius und Servatia nahmen von ihrem Miethsmanne Abschied.

Adam trug ihnen auf, die zurückgelassene Einrichtung des ganzen Quartiers seiner Schwester zu übergeben.

Der Majoratsherr, welcher sich indessen auf dem Bock einquartiert hatte und freudig die Peitsche schwang, mußte mit Gewalt von der Seite des Postillons gerissen werden

Adam stieg weinend in den Wagen.

Noch ein stilles Lebewohl der Stadt und der Schwester.

Der Postillon blies ein lustiges Stücklein und fort ging es gegen Frankreich zu.

*
* *

Am 26. November.

Die ersten k. k. Truppen sollen wieder in Wien einrücken. —

Welch' eine Freude!

Zeitlich in der Frühe rasselten die Trommeln und riefen die Bürgermiliz auf ihre Aufstellungsplätze.

Mit klingendem Spiele marschirten die verschiedenen Korps, von ihren Stabsoffizieren angeführt, den Kommenden entgegen.

Außen vor der St. Marxerlinie wurden sie erwartet, denn sie kamen die Straße von Ungarn herauf.

Der Jubel der Soldaten und Bürger war allgemein.

Der feierliche Zug setzte sich nun in Bewegung.

An der Spitze ritt eine Abtheilung der bürgerlichen Kavallerie, hinter dieser kam die türkische Musik, eine Grenadier-Division und eine Kompagnie des ersten Bürger-Regiments, diesen folgten die bürgerliche Artillerie, die Scharfschützen, die grauen Schützen, vom Korps der bildenden Künste überall nur eine Kompagnie, dann kam eine Division Grenadiere vom zweiten Stadtregiment, ebenfalls mit türkischer Musik und darauf eine Kompagnie desselben Regiments.

Nun folgten die k. k. Truppen, angeführt von dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Moriz von Liechtenstein.

Diese bestanden aus zwei Divisionen von Hohenzollern-Chevauxlegers und einer fahrenden Batterie, dann aus einem Bataillon des Infanterie-Regiments Nystarray, aus zwei Bataillonen vom Regimente Hiller, aus dem ersten Bataillon der Wiener Freiwilligen und endlich aus andern zwei Divisionen der obengenannten leichten Reiterei.

Tausende von Zuschauern umwogten die Krieger und füllten die Straßen, durch welche der Zug ging.

Dieser nahm den Weg durch die Landstraße, Wollzeile, Bischofgasse über den Stockimeisen-Platz, Graben und Kohlmarkt, durch die Burg auf das Glacis, wo sich sämmtliche Truppen zwischen dem Burg- und Schottenthore aufstellten.

Wer die Gefühle eines Soldaten beim Einrücken in die Friedensstation kennt, wird den Jubel der Angekommenen leicht ermessen können.

Die Wiener waren vor Freude außer sich, das Militär wurde beschenkt und in den in den Vorstädten ihnen zugewiesenen Quartieren freudig aufgenommen.

Es war gerade zwölf Uhr Mittags.

Die Familie Geiger saß beim Mittagsmahle.

Man sprach eben von dem Geschenk des unbekannten Wohlthäters, welches zur Freude Rosa's reichlicher ausgefallen war, als sie selbst gehofft hatte, da rief außen eine männliche Stimme: Einquartierung ist da!

Die Anwesenden sprangen erschrocken von den Sitzen.

Die Thüre flog auf.

Hermann Duschel stürzte herein.

Rosa!

Hermann!

Ein Schrei —

Sie lagen sich in den Armen.

Mein Hermann!

Meine Rosa!

So habe ich Dich wieder?

Gesund und wohlerhalten.

Kein Auge war thränenleer.

Man hörte nur schluchzen, weinen, einzelne Laute stottern.

Ernestine, in deren Seele die Erinnerung an den verlornen Geliebten frisch aufgetaucht war, lag leichenblaß in den Armen der Mutter.

Es war eine Scene, in welcher der höchste Schmerz und die höchste Freude verkörpert dastanden.

Welche Feder könnte diese Scene wahr genug ausmalen! —

O mein Gott! rief Rosa weinend aus, wie kann ich Dir für diese Gnade genug danken?

Diese Worte wirkten auf Alle wie eine höhere Mahnung.

Alle, selbst die Kinder nicht ausgenommen, sanken auf die Knie. —

Die Hände sind gefaltet.

Tiefe Stille.

Die Einen danken für die Freude, die Andern für die ihnen gewordene Hülfe.

Nicht die Lippen, nur die Herzen beten.

Wir wollen die Scene nicht mehr belauschen.

Wir wissen ja schon die traurigen Mittheilungen, die sie sich zu machen haben, wir wollen nur noch die Erklärung abgeben, daß Hermann auf seine Fürbitte, in Berücksichtigung der oft bewiesenen Tapferkeit, von seinem Bataillon zum ersten versetzt war, und solcher Weise heute in Wien einrückte. Sein erster Weg führte ihn in die Neudeggergasse, da er dort seinen Freund Thell zu finden hoffte. — Wo war der Arme schon? Doch fort, wir haben noch Manches zu künden; wir wollen die Vereinten ihrem Glücke, ihrer Freude überlassen.

* * *

Am folgenden Morgen las man an allen öffentlichen Plätzen folgende Kundmachung:

„Da der Unterzeichnete so eben durch einen Kourier die für das Herz eines jeden treuen Unterthans höchst erfreuliche Nachricht erhielt, daß Se. Majestät unser allgeliebter Landesvater heute Nachmittags in unsere Mitte zurückkehren, so säume ich nicht, dem Publikum dieses beglückende Ereigniß vorläufig bekannt zu machen.

Rudolph Graf von Wrbna,
k. k. bevollmächtigter Hofkommissär.

Ein Gefühl des Entzückens durchströmte die Herzen der Wiener.

Der Kaiser kommt! tönt es hier.

Der Kaiser kommt! ruft es dort.

Massen strömen durch die Stadt.

Alles ist in freudiger Aufregung.

Tausende wogen bis zur St. Marxerlinie, um den geliebten Landesvater zuerst sehen zu können.

Wie gesagt, die Liebe des Volkes zu Kaiser Franz bleibt für immer eine historische Wahrheit.

Es ist vier Uhr Nachmittags.

Kaiser Franz erschien in einer offenen Chaise, ohne Bedeckung, ohne Hofstaat, in seiner ganz einfachen Weise. Er trug die Uniform des seinen Namen führenden Husaren-Regimentes.

Willkommen! Es lebe unser Kaiser Franz! jubelten tausend und abermals tausend Stimmen.

Der Fürst hörte nicht auf, sich zu verneigen und zu grüßen.

Beim Stubenthor harrten der Bürgermeister und der Rath, um den Herrscher zu bewillkommen.

Der Jubel, das Vivatrufen währt fort.

Massen drängen sich durch die engen Straßen der Stadt, der Zug bewegte sich langsam.

Endlich langte man auf dem Burgplatze an.

Der Jubel erreichte den höchsten Grad.

Hüte wurden geschwenkt, Vivat! geschrien, Willkommen gerufen, es war eine rührende, ergreifende Scene!

Kaiser Franz wurde von dem, seine Chaise umdrängenden Volke herausgehoben, man drängte sich herbei, ihm die Hände und Kleider zu küssen, und trug ihn auf den Händen in seine Gemächer.

So können nur Kinder ihren Vater bewillkommnen, so kann sich nur die Freude einer Familie zeigen, die ihr geliebtes Oberhaupt nach langer Trennung wieder in ihrer Mitte sieht!

Die Dunkelheit ist indessen herangebrochen.

Wie mit einem Schlage, ohne daß hierzu ein Befehl erfolgt wäre, sind Stadt und Vorstädte beleuchtet. Lichter und Fackeln erhellen die Fenster, kein Haus, selbst nicht in der entferntesten Vorstadt, macht eine Ausnahme, ja sogar die Puhlerische Buchhandlung ist illuminirt, dieselbe Buchhandlung, die vor vier Monaten, während Napoleon's Anwesenheit, Blumauer's früher verbotene sämmtliche Werke in acht Bänden mit den Worten ankündigte: „Den gegenwärtigen Zeiten war es vorbehalten, die Fesseln des Geistes zu zerreißen!“

Wir stimmen mit ganzer Seele in das Zerreißen der Geistesfesseln, aber eine solche Ankündigung von einem Oesterreicher kurz nach der Schlacht von Wagram, die zeigt von der niedrigsten, von der gemeinsten Gesinnung, sie ist noch etwas mehr als niederträchtig!

Um sieben Uhr Abends beschloß Kaiser Franz, die beleuchtete Stadt zu durchfahren.

Um den ungestümen Volksandrang zu wehren, wurde ein Offizier, ein Korporal und zwölf Mann von der bürgerlichen Kavallerie zur Begleitung beordert.

Dieser, es war der Oberlieutenant Anton Schöffmann, erhielt von dem Fürsten von Trautmannsdorf das Verzeichniß der Gassen und Plätze, durch welche der Zug gehen sollte, mit folgender Anrede:

„Mein Herr Offizier! Da Seine Majestät die Stadt zu durchfahren geruhen, und bei solchem Zusammenlauf des Volkes doch Wache hiezu nöthig ist, so haben Sie drei Mann vor dem Wagen und zehn Mann rückwärts in geschlossenen Reihen zu beordern; es wird so langsam als thunlich geritten und nicht gestattet, den Wagen zu betasten, oder gar zu besteigen. Uebrigens kenne ich das Benehmen der Bürger Wiens in jedem Dienste zu gut, um Ihnen hiezu weitere Verhaltungen bemerken zu müssen."

Oberlieutenant Schöffmann entgegnete mit einer Verbeugung: Der heutige Dienst sei mir der heiligste meines Lebens und der Stolz meiner entzückten, unten harrenden Mannschaft, für deren Jeden ich bei Ausführung dieses Allerhöchsten Befehls bürgen kann!

Und nun begann der Zug.

Der Kaiser in der offenen Chaise, umwogt und umrauscht vom Jauchzen und Jubeln der begeisterten Volksmenge, konnte die Thränen der Rührung nicht verbergen.

Er durchfuhr alle Plätze und die vorzüglichsten Straßen dee Stadt, ein Taumel von Entzücken umringte seinen Wagen, und wenn irgend Etwas geeignet war, die Wunden zu heilen, welche ihm der Krieg und dessen Opfer geschlagen hatte, so mußte es dieser rührende Liebesbeweis seines Volkes sein.

Er fuhr im Triumphe einher.

Er erkannte, daß diese Herzen noch immer für ihn schlugen.

Als man wieder in die Burg eintrat, bezeugte der Kaiser dem Bürger-Oberlieutenant die Allerhöchste Zufriedenheit über die pünktliche Ausführung der Befehle, und begab sich in seine Gemächer.

Am nämlichen Abende gab der Magistrat in dem riesigen Apollosaale eine glänzende Tafel, wozu alle Offiziere des eingerückten Militärs und mehrere Bürger-Offiziere geladen waren.

Wahrhaft bieder und herzrührend ist die Adresse, welche bei Gelegenheit der kaiserlichen Rückkehr an den Monarchen gerichtet wurde; sie lautete:

„Die treuen Oesterreicher an ihren guten Kaiser bei seiner Zurückkunft nach Wien am 27. November 1809.

„Geliebter Fürst!

„Wenn ein Volk im Kampfe mit dem Unglück, leidend in mannigfacher Art, nur der Leiden seines Fürsten gedenkt, dann ruht die Liebe auf tiefen Gründen des Gefühls fest und unerschütterlich!

„Wir sind dieß Volk! — Als unsere Söhne dahinsanken im blutigen Streite, als glühender Kugeln zerstörende Gewalt unsere Häuser stürzte, als die Grundfesten Wiens erbebten vom Donner der Schlachten, da dachten wir Dein, Fürst und Vater! da dachten wir Dein mit stiller Liebe!

„Denn Du hast diesen Krieg nicht gewollt; nur das Verhängniß der Zeiten drang ihn Dir auf.

„Der Wille des Guten ist das Eigenthum der Menschen, die Folgen seiner That liegen in der Hand des Geschickes. Du hast das Beste gewollt, der Urheber unserer Leiden warst nicht Du. —

„Wir wissen es, daß Du uns liebst, wir wissen es, daß unser Glück Dein heiliges, festes Wollen ist; wir haben ihn oft empfunden den Segen Deiner väterlichen Milde; bezeichnet hast Du Deine Wiederkehr mit neuer Wohlthat. Sei darum, o väterlicher Fürst, in unserer Mitte mit unveränderter Miene gegrüßt! Wohl hat der unglückliche Erfolg des Krieges Dir einen Theil Deiner Unterthanen geraubt, doch vergiß ihn, den Schmerz Deines Verlustes im engeren Verein Deiner Treuen! — Nicht die Anzahl, nur der feste, ausdauernde Wille, die Alles bindende Liebe sind der Throne heilige Stützen, und von diesem Geiste sind wir beseelt. Wir wollen Dir ersetzen, was Du verlorst, wir wollen werth bleiben unseres Vaterlandes. Denn kein Oesterreicher verläßt seinen Fürsten, wenn es gilt! — Viel haben wir gelitten durch den verderblichen Krieg. Zertreten vom Hufe der Rosse, vernichtet von der Hand der Gewalt, sank die Aehre des Feldes; zur dampfenden Ruine ward so manche friedliche Wohnung; viele blühende Söhne des Staates ruhen im Grabe, und was Fleiß und Mühe errang, ward des Augenblickes Raub. Viel ist zu bessern, viel zu vergüten, viel zu vollenden!

„Doch in den Zeiten des Unglücks bewährt sich die Kraft des Mannes! — Darum wollen wir, wie einst, als der Krieg uns drohte, zu jeder Aufopferung bereit, auch jetzt mit Kraft und Liebe, mit Ausdauer und mit Ernst zur Hülfe, zur That, zur Aufopferung bereit sein für das gemeinsame Wohl! — Du, unser väterlicher Fürst, wirst mit Eifer und Kraft sie erforschen die Quellen unserer Leiden, Du wirst helfen, wo Du vermagst, wir werden

handeln nach unserer Pflicht, und bald wird das Emporblühen unseres Wohlstandes des gemeinsamen Eifers herrlicher Lohn! —

„Mögen sie darum auch in Trümmer zerfallen sein, die Deine Burg umgebenden Mauern. Die festeste Burg sind die Herzen Deines Volkes, und in jeder Lage bleiben Sie Dein!“

* * *

Wir können den kriegerischen Theil unseres Gemäldes nicht als zu Ende geführt betrachten, ohne nicht auch den Beschluß des Tiroler Heldenkampfes zu schildern, jener wahrhaft romantischen Geschichts-Episode, die jeden Denkenden mit Bewunderung ergreift, die jeden Fühlenden zu Thränen rührt.

Wir verließen Andreas Hofer, den Sandwirth von Passeyr, auf dem Gipfelpunkte des Glückes.

Aber bald begannen sich düstere Wolken am Freudenhimmel zu thürmen; der französische Brigade-General Payri war aus Italien her mit 5000 Mann in Südtirol eingedrungen, besetzte Roveredo, nahm Trient, und erfocht am 2. Oktober bei Lavis einen Sieg.

Unter dem Oberbefehl des Generals Drouet d'Erlon rückten 30,000 Mann, in drei Divisionen vertheilt, welche von dem Kronprinzen von Baiern, Wrede und Deroy kommandirt wurden, in Tirol ein, und an demselben Tage, als in Wien der Friede geschlossen wurde, entbrannte in Tirol der erneuerte Kampf.

Aber Tirols Stern war im Sinken, die Baiern drangen nach mehreren kleinen Gefechten bis Innsbruck vor und zogen am 25. Oktober in Innsbruck ein.

Hofer hatte die Stadt verlassen und begab sich nach Steinach.

Am vorletzten Tage dieses Monates erhielt er vom Erzherzog Johann folgende Note:

„Die Nachricht des abgeschlossenen Friedens wird nun auch bis zu Euch gelangt sein; ich muß Euch solche auf allerhöchsten Befehl bestätigen.

„Alles würde der Kaiser gethan haben, um die Wünsche des Landes Tirol in Erfüllung zu bringen. Allein so nahe dem Kaiser das Schicksal der biederen Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen.

„Ich setze Euch hierüber auf Allerhöchsten Befehl mit dem Beisatze in Kenntniß, daß der Wunsch Sr. Majestät dahingeht, daß die Tiroler sich ruhig verhalten, und sich nicht zwecklos aufopfern mögen.

„Hauptquartier Keszthely, am 21. Oktober 1809.

Erzherzog Johann."

Unseliger Weise wollte Hofer diesem Schreiben keinen Glauben schenken, weil er nicht das Wappen des Erzherogs in dem Siegel fand.

Gleichzeitig erschien eine wohlwollende Proklamation des Vicekönigs von Italien an die Tiroler.

Hofer, von schlechten Räthen umgeben, verlor die ruhige Besinnung, er unterwarf sich, forderte seine Landsleute

zu gleichem Schritte auf, und erließ andererseits doch Befehle zur Fortsetzung des Kampfes.

Die Vintschgauer und Oberinnthaler griffen zu den Waffen, erstürmten Meran und wurden bei Terlan auseinandergesprengt.

Hie und da noch ein Zucken und Glimmen, aber Alles ohne Zusammenhang, ohne Nachdruck, vergebliche Opfer!

Bis zum Ende dieses Jahres war Tirol unterworfen, die einzelnen Kommandanten waren theils nach Oesterreich, theils in die Schweiz geflüchtet.

Die Insurrektion hatte ihr Ende erreicht.

Hofers trauriges Geschick kennt Jedermann.

Er flüchtete mit seiner Familie in eine Sennhüte, Verrath überlieferte ihn dem Feinde.

Er wurde mitten im Winter gefangen nach Mantua geführt, und dort auf einer Bastei, nicht weit von der Porta Ceresa, sollte ihn sein unglückliches Ende erreichen.

Es war am 20. Februar 1810.

Grenadiere bilden ein Quarree.

Zwölf Mann und ein einfacher Korporal traten vor Hofer hin.

Der Tambour reichte ihm das weiße Tuch, um sich die Augen zu verbinden.

Andreas Hofer schlägt es aus.

Er wird erinnert, sich auf die Knie niederzulassen.

Der Sandwirth antwortet: Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben.

Er erinnerte den Korporal, gut zu schießen, schenkte ihm ein Silberstück, welches noch während seiner Regierung in Innsbruck geprägt worden war, rief: „Gebt's Feuer!“ und sank schlecht getroffen zu Boden.

Erst bei der zweiten Salve drangen die tödtenden Kugeln über den Augenbrauen und zwischen Lippen und Kinn ein.

Es war ein Uhr Mittags.

Die Schutzgöttin Tirols floh weinend in die Berge und blickte traurig nach Mantua's Wällen, wo ein treuer Sohn des Landes sein Leben aushauchte.

Die Geschichte aber, dieses unbestechliche Weltgericht, grub mit unvergänglicher Schrift in eines ihrer Blätter den Namen des einfachen Bauers: Andreas Hofer!

---

## XII.

Am Silvesterabende des Jahres 1809 war in dem größten Gemache des Gasthauses zum goldenen Kreuz in der Mariahilfer Vorstadt eine glänzende Tafel.

Oben an saß das nun verlobte Paar, Rosa Landner und Hermann Duschel.

An der Seite der Braut befanden sich die Frauen Agnes und Maria.

An der Seite des Bräutigams Ernestine und Julie.

Hierauf kam das zweite verlobte Paar, Herr Egidius Brenner und Frau Servatia Konrad, hochrothen Angedenkens.

Dann saßen da die fünf übrigen Kinder der Witwe Geiger und unter ihnen Herr Schani, der Majoratsherr der Trödlerin.

Dann war anwesend Herr Leopold Eiche, die alte patriotische Kanonierseele.

Dann war gegenwärtig der Gärtner August von Penzing.

Herr Andreas Duschel saß unten obenan, wie die Wiener sagen, und überwachte die Ordnung des freundlichsten Familienmahles.

In dem Kreise der Versammelten herrschte ein munterer, freundlicher Ton.

Der alte Eiche machte wie gewöhnlich seine Kanonenspäße, die herzlich belacht wurden.

Julie und Ernestine nahmen nur wenigen Antheil an der Freudigkeit, und man hütete sich, sie dazu aufzufordern, da man ihren Seelenschmerz kannte und ehrte.

Ihre Anwesenheit dämpfte in Etwas die allgemeine Lust. —

Rosa und Hermann schwammen in Entzücken.

He, Freund Brenner, rief ihm Hermann zu, wer hätte es geglaubt, als wir am Abende nach dem ersten Tage bei Aspern beisammen lagen und den gedörrten Zwetschken und dem Käse des Kanoniers so wacker zusprachen, wer hätte es damals geglaubt, daß wir am Silvester-Abende im Kreuzwirthshause so freundlich und friedlich bei einander sitzen würden.

Ich nicht, antwortete Brenner, und schüttelte den großen Kopf; und am anderen Tage, als ich den Schuß erhielt, würde es mir schon gar nicht in den Sinn gekommen sein.

Auch ich hätte mir so eine schnelle Wendung nicht träumen lassen, nahm Madame Servatia das Wort; ach wie lange ist es denn her, als die Freiwilligen Wien verließen und wir von einander Abschied nahmen, der Himmel verzeih' mir meine Sünden! — Schani, gib Acht, daß Du Dir Deine roth manchesterne Hose nicht beschmierst! —

So geht es immer in der Welt, rief der redliche Gastherr, auf Leid folgt Freud',, dem Kummer die Lust, dem Winter der Frühling, dem Tode die Auferstehung.

Und der Kanonier rief, um den ernsten Sinn dieser Rede zu verwischen:

Wir aber wollen nur Lust und Freude, wir wollen nur Frühling und Sonnenschein, und vom Auferstehen ist gar keine Rede, denn wir wollen sitzen bleiben und essen und trinken, bis das alte Jahr zu Ende ist, und wenn die Glocken Zwölf brummen, wollen wir das neue Jahr mit einem Toaste empfangen, und ausrufen: Der alte Gott lebt noch, Ehre dem Herrn in den Wolken, Dank ihm für Alles, was er sendet! Hoch Oesterreich — Hoch Wien — Hoch seine Bürger — Vivant die Brautleute!

Die Toaste wurden freudig wiederholt — das Rebenblut begeisterte Alle — die Gesellschaft wurde immer munterer.

Da schlug es zwölf Uhr.

Todtenstille.

Wir enden unser Gemälde.

Es begann am Silvesterabende 1808 und es endet am Silvesterabende 1809 mit dem zwölften Glockenschlage.

* * *

Was wir noch zu erwähnen haben, in wenigen Worten:

Julie und Ernestine traten in den Orden der barmherzigen Schwestern und widmeten den Rest ihres Lebens der Pflege der Kranken.

Adam Landner, Rosa's Bruder, starb in den Schneegefilden Rußlands.

Frau Servatia Brenner machte mit den französischen Pferden und Wagen des heiligen Hilarius ein sehr glänzendes Geschäft. Sie kannte ihre Leute zu gut und hatte sich nicht verrechnet.

Was sich seit jener Zeit auch geändert haben mag, jene Leidenschaft für alles Fremde und Ausländische hat sich, Dank dem glühenden Patriotismus unserer Aristokratie, bis auf den heutigen Tag erhalten.

Rosa und Hermann — halt — von ihnen kein Wort, denn ihr Glück war *unbeschreiblich*.

Ende.

